

Eine notwendige Stellungnahme*

Von Alfred Rust, Ahrensburg

Vor nunmehr drei Jahren erschien Andrees Werk über den eiszeitlichen Menschen in Deutschland und seine Kulturen¹. Wohl selten ist ein Buch von der Wissenschaft mit so arger Enttäuschung aufgenommen worden, was in den bisher erschienenen Besprechungen, soweit diese überhaupt von Fachleuten, die mit der Materie wirklich vertraut sind, stammen, nicht genügend zum Ausdruck kommt. Bei der regsamen Altsteinzeitforschung jenseits der deutschen Grenzen hat Andrees Werk, wenn nicht berechnete Heiterkeit, so bestenfalls Kopfschütteln erregt. Andree hat angesehene deutsche und zum Teil außerdeutsche Forscher von Weltruf scharf angegriffen, und wie ein roter Faden zieht sich durch sein Buch der Gedanke an den in Mitteldeutschland gelegenen Nabel aller hochstehenden Kulturen und Völker Europas. Wir glauben deshalb — schon um des Ansehens der deutschen Forschung willen, die ebenso wie die außerdeutsche zum Teil dazu überging, Andrees Schriften einfach zu übersehen —, zu einer mehr ins einzelne gehenden Stellungnahme verpflichtet zu sein und unser Ab-

* Die hier mit großer Schwungkraft und bestechender Lebhaftigkeit vorgetragenen Ausführungen von Rust zeigen in ihrer Form manchmal eine Schärfe, wie sie sonst bei der Äußerung wissenschaftlicher Meinungsverschiedenheiten nicht am Platze sein mag. Andree hat indes durch seine nicht nur unwissenschaftliche, sondern auch absolut aggressive Methode diesen möglicherweise allzu deutlichen Ton herausgefordert (Anmerkung des Herausgebers).

¹ J. Andree, *Der eiszeitliche Mensch in Deutschland und seine Kulturen*. Mit Beiträgen von F. K. Bicker, W. Hülle und H. Piesker. V und 758 Seiten. Stuttgart 1939.

rücken von dieser Art Forschungsmethode klar zum Ausdruck zu bringen. Freilich bedürfte es, um alle Phantastereien Andrees zu widerlegen, eines ganzen Buches, das dem Andreeschen an Umfang kaum nachstünde.

Andree stellt sich mit seinen typologischen, chronologischen und genetischen Anschauungen ungewöhnlich weit abseits der gebräuchlichen, seit Jahrzehnten durch Einzelbeobachtungen mühselig erarbeiteten und bewährten Arbeitsmethoden und tatsächlichen Feststellungen und setzt sich in anmaßend doktrinärer Form stur über grundsätzlich Feststehendes hinweg. Es fällt aus diesen Gründen dem Fachmann schwer, die Zügel der Sprache nicht weiter als in unseren folgenden Ausführungen schießen zu lassen. Wenn der Chirurg ohne Zaudern sein Skalpell führt, um zum Krankheitsherd zu gelangen, so mag dieses Vorgehen brutal anmuten, es ist aber die einzige Möglichkeit, den Krebschaden im Organismus aufzudecken, zumal wenn sich der Patient in Wort und Schrift als durchaus nicht zimperlich erwiesen hat.

Der Abschnitt 1 des Buches ist betitelt: „Die Umwelt des eiszeitlichen Menschen.“ Hier beschäftigt sich Andree mit der Geologie des Eiszeitalters. Es ist nicht meine Aufgabe als Vorgeschichtsforscher, kritisch zu diesen Darlegungen Stellung zu nehmen, sondern dies müßte von berufener Seite geschehen. Nur so viel sei gesagt, daß die Geologie, wie sie Andree verfißt, nicht weniger scharf unter die Lupe der Kritik genommen zu werden verdient wie seine Ausführungen über das Paläolithikum, denen der Hauptteil des Buches gewidmet ist.

Im Abschnitt 2 werden in drei Aufsätzen „neuere Funde aus Mittel- und Nordwestdeutschland“ von Bicker, Hülle und Piesker vorgelegt.

„Ein mitteldeutsches Spät-Aurignacien bei Aschersleben“ ist die Abhandlung von F. K. Bicker betitelt. Es handelt sich um Flintfunde aus einem Freilandrastplatz vom Nordufer des ehemaligen Ascherslebener Sees, die von K. Schirwitz 1936 als Jungmagdalénien beschrieben worden sind. Auch Andree und Bicker glaubten bisher an ein Magdalénienalter. Auf Grund des Formenschatzes gehört nach Bickers neuerlicher Auffassung der Fund von Aschersleben „aber zweifellos in das obere Aurignacien“. Er vergleicht ihn mit den Aurignacifunden vom Vogelherd im Lonetal, „weil auf den ersten Blick eine große Verwandtschaft festzustellen ist“.

Bevor dann in längeren Ausführungen der Versuch unternommen wird, obige Annahmen zu begründen, gibt Bicker S. 72 wieder einige bezeichnende Sätze unter dem Motto der bekannten „bodenständigen Entwicklung“ in Mitteleuropa zum besten und lehnt es, wie zu erwarten war, ab, eine von Süddeutschland ausgehende Einwanderung des Aurignacien nach Mitteleuropa hinein auch nur für denkbar zu halten. Bicker sollte doch den überwundenen altdeutschen Kleinstaatengeist lieber nicht auch noch auf das Paläolithikum zu übertragen versuchen.

Die formenkundlichen Vergleiche werden eingeleitet mit der Gegenüberstellung von Hoch- und Kielkratzern sowie solchen von vermeintlich handspitzenartigem Charakter.

Riek sieht sehr richtig im oberen Aurignacien vom Vogelherd keine Moustérien-nachwirkung. Bicker glaubt jedoch, eine solche sowohl für den Vogelherd als auch für Aschersleben (und die Hamburger Stufe) nachweisen zu können. Davon kann aber keine Rede sein, es sei denn, man bräche mit der im gesamten Europa in Jahrzehnten erarbeiteten und festbegründeten Typologie und machte sich die speziell Andree-Bickersche Formenlehre zu eigen, nach der eine Handspitze anscheinend ein Gerät (oder ein Abschlag) ist, das eine Spitze hat und das in die Hand genommen werden kann! Im Zusammenhang mit den typologischen Vergleichen werden auch solche technischer Art eingeflochten, so u. a. S. 76: „Die Nachwirkungen der Handspitzenkultur zeigen sich in einigen technischen Einzelheiten, die an einer Reihe von Ascherslebener Stücken zu beobachten sind. An Abschlägen erkennen wir genau, wie in Ehringsdorf, die nach dem Abschlagen erfolgte zurichtende Retusche an der Basis (Bulbusende)“. Abgesehen davon, daß aus den angeführten Abbildungen diese typische Basisbearbeitung nicht zu erkennen ist, liegt damit wieder ein kennzeichnendes Beispiel aus Bickers spezieller Technologie vor, denn die gesamteuropäische Auffassung ist, auf Grund unzähliger Belege, daß in der sogenannten Moustérien-Technik, wie sie aus Ehringsdorf vorliegt, die an abgeschlagenen Stücken vorhandene Basisbearbeitung vor dem Abtrennen vom Kernstein getätigt worden ist.

Die weiteren Vergleiche zur Angleichung der beiden Fundvorkommen erstrecken sich auf Sägen, retuschierte Klingen, Klingenkräzer, Eckkräzer, Zinken, Krummspitzen, verschiedene Stichel, Bohrer, vermeintliche Kerbspitzen, Gravettetypen usw. Sofern es sich dabei um Geräte handelt, die im Aurignacien und im Magdalénien allgemein verbreitet sind, wie bestimmte Kernsteine, Klingenkräzer, Stichel und Gravettespitzen, kann man der Gegenüberstellung zustimmen, doch wird dadurch nur wieder bestätigt, daß die jüngere Kulturgruppe aus der älteren abzuleiten ist. Alle anderen Stücke mit typologischen Sondereigenschaften tragen in der jeweiligen Kultur ein ausgesprochenes Eigengepräge, und die vermeintliche Übereinstimmung ließ sich daher auch nur durch ein Hinwegsetzen über formenkundliche Grundregeln einfachster Art erreichen. Die Abhandlung ist entsprechend mit kautschukartig anwendbaren Redewendungen gespickt. Es würde eines gesonderten Aufsatzes bedürfen, der den Bickerschen an Länge überträte, um aufzuzeigen, was darin alles an Unstimmigkeiten vorhanden ist.

Inmitten der typologisch vergleichenden Besprechungen findet sich S. 82 ganz unvermutet ein Satz, der von grundsätzlicher Bedeutung sein soll und gesperrt gedruckt ist. „Daß der Zinken ein durchaus eigenes mitteleuropäisches Entwicklungsprodukt ist, glaube ich gezeigt zu haben.“ Damit wird wohl im voraus auch auf die Ableitung der Hamburger Stufe hingezielt. Überblickt man nochmals die vorhergehenden Absätze auf der Suche nach einer Begründung, so findet man, daß Bicker angibt, die „Grundform des Zinkens“ läge aus Oberwerschen und Ehringsdorf vor, der Zinken träte seine „Herrschaft“ im oberen Aurignacien an, die er „in stärkerem Maße im Magdalénien

behauptet“. Eine derartig großzügige Behandlung grundsätzlicher Fragen durch Bicker (und Andree) ist allmählich genügend bekannt, denn wo gäbe es in Mitteleuropa eine Kultur oder ein Gerät, das nach diesen Lokalforschern von der Saale nicht „bodenständig entwickelt“ wäre und letzten Endes auf die mitteldeutsche Fundstelle von Oberwerschen zurückginge, von der in Wirklichkeit kaum ein halbes Dutzend typologisch belangloser Artefakte vorliegen.

Der Abschnitt über den Vergleich der Vorkommen vom Vogelherd und von Aschersleben schließt mit dem S. 88 gesperrt gedruckten Satz: „Die bodenständige Entwicklung des mitteldeutschen Magdalénien aus dem Aurignacien heraus steht nach diesen Funden von Aschersleben felsenfest.“ Auch hier suchen wir wieder vergeblich nach irgendwelchen morphologischen Anhaltspunkten, und zwar sowohl in Richtung auf die eingangs behauptete bodenständige Entwicklung des Aurignacien in Mitteleuropa, als auch nach Hinweisen auf ein typologisches Fortleben im Magdalénien. Ferner sind wir etwas verwundert, daß sich der Nachweis der „felsenfesten“ bodenständigen Entwicklung des Aurignacien in Mitteleuropa auf einen Vergleich mit süddeutschen Funden gründet. Der Geistesflug Bickers ist aber nach allem, was wir bisher an Schriften von ihm kennen, zu hoch, um sich mit solchen Kleinigkeiten aufzuhalten, abgesehen davon, daß ihm die Umdatierung von Aschersleben wohl auch für die Ableitung der Hamburger Stufe, wie er sie sieht, praktisch erschien. Wir würden aber doch empfehlen, das Wort „felsenfest“ im Rahmen der paläolithischen Forschungen fallen zu lassen.

Es folgt dann S. 88 eine Besprechung der geologischen Verhältnisse vom Fundplatz Aschersleben. Dort liegt „über Geschiebemergel letzteiszeitlicher Löß, dessen obere 0,20 m grau gefärbt sind. Über dem Löß liegt Schwarzerde in einer Mächtigkeit von 0,45 bis 0,50 m“. Die besprochenen Werkzeuge sind größtenteils durch den Pflug an die Oberfläche befördert und dort abgesammelt worden. Bei Grabungen wurde ein Vorkommen von Artefakten in „der grauen Schicht und ihrem Übergang zur Schwarzerde festgestellt“. „Die Funde lagen also in und auf der grauen Schicht, die zweifellos eine alte Oberfläche darstellt.“ — — „Die Werkzeuge lagen also auf und in einer Verlehmungszone. Über dieser Zone liegt dann Schwarzerde, die bekanntlich stark humifizierte Löß darstellt. Ein zweiter Löß bedeckt also die Funde.“ Einige wenige Stücke sollen an der obersten Kante des unverfärbten unteren Lösses gefunden und vom Jungpaläolithiker bei aufgeweichtem Boden in die Tiefe hineingetreten worden sein. Bicker glaubt auf Grund der S. 88 angegebenen Verhältnisse, den Fund „in die letzte Hälfte des Interstadials“ setzen zu können.

Jeder auch nur ein wenig erfahrene Praktiker wird dazu folgendes zu sagen haben: Wir vermissen Angaben über die ungefähre Gesamtanzahl der gefundenen Stücke. Der größte Teil hat an der Oberfläche gelegen. Als Grabungsfunde sind angegeben: aus der grauen Schicht 8 Stücke und aus dem Übergang zur Schwarzerde 14 Stücke. Wieviel Stücke sind beim Graben aus der bis 0,50 m hohen, doch sicher reich gespickten Schwarz-

erde herausgekommen? Reichte der dort gebrauchte Pflug tatsächlich 0,45 bis 0,50 m hinab, um aus der vermeintlich auf der grauen Schicht gelegenen Fundschicht sehr viele Gegenstände an die Oberfläche zu befördern? — Wir kommen zu folgendem Resultat: Da es sich bekanntlich um mehrere hundert Fundstücke handelt, ist die Kulturschicht dort zu suchen, wo die stärkste Anreicherung festgestellt wurde, nämlich in den oberen Lagen der Schwarzerde. Das sporadische Vorkommen (22 Stücke) in den tieferen Lagen ist niemals ein Nachweis für eine Kulturschicht, sondern zeigt die untere Vorkommengrenze von Flintstücken an, die, wie allgemein bekannt, sowohl in Höhlen als auch in Freilandsiedlungen bis zu 1 m hinabreichen kann! Die Lage in der Schicht bestätigt also das von Schirwitg ursprünglich richtig erkannte (junge) Magdalénienalter der Ascherslebener Funde.

Die Besprechung von Aschersleben nimmt Bicker dann als Anlaß, zu der Herkunft des Aurignacien Stellung zu nehmen. Er weist S. 92 nach der Ablehnung einiger afrikanischer und asiatischer Funde auf das Vorhandensein breiter Klingen im Levalloisien Westeuropas hin, das um die Wende zum vorletzten Interglazial einsetzen soll. Gleichaltrig seien Markkleeberg und Hundisburg, die, „es sei mit Betonung gesagt, ausgeprägte gewollte und schmale (!) Klingen führen“. Vielleicht unterrichtet sich Bicker einmal über die vorzüglichen schmalen Klingen des Levalloisien im Westen! Es folgt dann die der Geisteshaltung der Hallischen Altsteinzeitforscher schon selbstverständliche Auffassung Bickers: „Diese Markkleeberg-Stufe der Handspitzenkultur ist nicht von dem Levalloisien abzuleiten, denn sie hat noch eine wirklich in das vorletzte Interglazial gehörige Vorstufe in Oberwerschen bei Weißenfels, die somit älter ist als das Levalloisien. Oberwerschen ist die bisher älteste Stufe der Handspitzenkultur überhaupt und kennt die Klingensform.“ Dazu wollen wir nur feststellen, daß die sporadischen Funde des zeitlich noch unsicher datierten, wahrscheinlich aber mit Markkleeberg gleichaltrigen Oberwerschen zur Zeit einen typologisch-genesischen Vergleich auch nicht entfernt als gerechtfertigt erscheinen lassen. Gleichaltrig mit Oberwerschen soll (S. 92) der Fund von El Sotillo in Spanien mit seinen Klingenkratzern, Stacheln und Châtelperron-Typen ein. Hier irrt Bicker erneut insofern, als Sotillo ins letzte Interglazial gehört. Nach der Feststellung, „daß die ältesten deutlich mit dem Aurignacien in Verbindung zu bringenden Funde auf europäischem Boden gemacht worden sind“, tut Bicker dann wieder einen tiefen Griff in den Oberwerschener Zauberborn — denn anders vermag ich im Gefolge von Bickers Arbeitsweise dieses noch völlig unzulängliche Fundvorkommen, aus dem, wie wir sehen werden, nicht etwa nur das Aurignacien abgeleitet wird, nicht zu bezeichnen — und sagt S. 93: „Darüber hinaus stelle ich fest, daß in der ältesten Handspitzenkulturstufe von Oberwerschen folgende ‚Aurignacformen‘ vorhanden sind: die ‚Châtelperronspitze‘, Stichel in mehreren Ausführungen, Klingenkratzer, ausgeprägte steile Rundkratzer, Hochkratzer und sogar Vorformen des Kielkratzers und des Zinkens.“ In Wirklichkeit sind das alles Phantasiegebilde, denen von der Natur geschaffene Produkte zugrunde liegen. Wir lesen weiter: „Die Überein-

stimmung von Sotillo und Obw. ist hinsichtlich der ‚Châtelperronartigen‘ Spitzen so auffällig, daß ich zu der Annahme neige, beide Fundstellen stellen dieselbe Kultur nach Aussage von Obw. also die Handspitzenkultur dar.“ Die „Anhänger der Afrikatheorie“ werden dann von Bicker „nunmehr darauf aufmerksam gemacht, daß die einzige Parallele zu Sotillo in einem mitteleuropäischen Fundplatz liegt“! Wie sehr wünschten wir alle, daß Bicker recht hätte, aber er irrt eben schon wieder ein wenig, denn die einzigen Parallelfunde zu Sotillo liegen aus Vorderasien, aus Syrien und Palästina vor, wie wir noch hören werden. Eine ähnliche, nicht so klar ausgeprägte Erscheinung ist das letztinterglaziale Ranis. Bicker meint dann, daß die Handspitzenkulturen sich von Mitteleuropa nach dem Westen ausgebreitet haben, da das westliche Moustérien jünger als Markkleeberg und Oberwerschen sei. Bicker zieht es dabei vor, die älteren Handspitzenkulturen im Westen überhaupt nicht zu erwähnen. Da Oberwerschen vermeintlich bereits so ausgeprägte Typen zeigt, soll örtlich auch eine Vorstufe bestehen, die möglicherweise mit dem unsicheren Funde von Rastenberg i. Thr. sichtbar wird. Bicker schreibt S. 93: „Jedenfalls beweist uns Oberwerschen ganz klar, daß durchaus eine Verbindung zwischen der Handspitzenkultur (Moustérien) und dem Aurignacien besteht.“ Wieso ganz klar bewiesen ist, daß durch das vorletztinterglaziale oder vorletztglaziale Oberwerschen eine Verbindung zwischen dem letztglazialen Moustérien und Aurignacien besteht, bleibt dabei Bickers Geheimnis.

Weiter beleuchtet dann Bicker das Problem von der anthropologischen Seite. Unter Hinweis auf die Tatsache, daß die Schädel von Weimar, Steinheim und aus Palästina (letzterer allerdings nur zum Teil, was Bicker aber nicht wissen konnte) im Bau ein wenig der homo-sapiens-Form angenähert sind, lehnt er es S. 94 ab, „die Handspitzenkultur in Bausch und Bogen dem Neandertaler zuzuschreiben“ und vermutet, „daß der ausgeprägte Neandertaler ursprünglich der Träger der Faustkeilkultur gewesen und in das Moustérien erst durch Berührung der von Mitteleuropa als ihrer Urheimat ausgehenden Handspitzenkultur mit der Faustkeilkultur hineingekommen ist. Anthropologische Gründe, die unbedingt gegen eine Entstehung des Aurignacien aus der Handspitzenkultur sprechen, sind also nicht vorhanden, wohl aber solche, die dafür sprechen“. Welches diese dafüersprechenden Gründe sind, führt Bicker zwar nicht aus, aber wir wollen seinen Angaben doch folgen. Der vermeintliche Träger der Handspitzenkultur, sagen wir der mit fortgeschrittenen Merkmalen ausgestattete Mensch von Weimar, drang also nach Bickers Vorstellung nach Westen in das Gebiet des Faustkeilträgers, des Acheulmenschens, vor. Mit dem Abklingen des letzten Interglazials gingen bekanntlich die Faustkeilkulturen unter. Ihr Träger muß somit im biologischen Sinne ausgestorben oder vom Träger der Handspitzenkultur vernichtet oder aufgesogen worden sein. Das Moustérien kam nun zur vollen Entfaltung, d. h. die Träger der Handspitzenkulturen hatten sich absolut durchgesetzt. Billigen wir dem Faustkeilträger eine gewisse Nachwirkung im älteren Moustérien zu, so müßte aber doch zumindest ein Teil der Menschenreste aus dieser Zeit durch fortgeschrittenere Merkmale ausgezeich-

net sein. Vollends für das jüngere Moustérien müßte erwartet werden, daß sich im Körperbau allmählich Merkmale zeigen, die auf die große Aufgabe zur Herausbildung des *homo sapiens diluvialis* hindeuten oder wenigstens die vermeintlich hineingetragenen fortgeschrittenen Merkmale wieder zur vollen Geltung gelangen ließen. Nichts ist unter den Moustérienskeletten des Westens, und es sind das immerhin einige Dutzend, von alledem zu spüren. Alles sind wirkliche Neandertaler, die im Skelettbau nicht über die biologische Variationsschwankung hinauspendeln. So müssen wir uns notgedrungen fragen, wo denn die edlen Menschen aus Mitteleuropa, die letzten Endes natürlich auf Oberwurschen zurückgehen sollen, geblieben sind. Und wo sind die Gründe, die für Bickers Meinung sprechen? Daß Bicker der Einfachheit halber die Träger des Clactonien, des Levalloisien und Tayacien, also weitere Nichtfaustkeiltträger im Westen gar nicht erwähnt, ist bei der schmalen Ausgangsbasis, die seiner Forschungsmethode zugrunde liegt, schon selbstverständlich. Anders verhält es sich mit den Palästinaskelerten aus dem Moustérien. Im Nahen Osten fand nämlich, wie wir gleich hören werden, tatsächlich eine Invasion von Trägern einer echten Klingenkultur des Prä-Aurignacien im Altpaläolithikum statt und zeitigte anscheinend Auswirkungen, wie wir sie umgekehrt im älteren Aurignacien Europas glauben erkennen zu können, in dem ja neandertaloide Merkmale als Nachwirkung innerhalb der vielleicht aus dem Osten eingedrungenen neuen „Aurignacrasse“ (z. B. Pachedmost) erkannt wurden. Die anthropologischen Tatsachen lassen bisher im allgemeinen erkennen, daß eine Zunahme einer schwachen *homo-sapiens*-Form im weitesten Sinne festgestellt werden kann, die allerdings an klingenartige Kulturen und nicht an Handspitzenkulturen gebunden ist, wenn wir vom Westen nach dem Osten vordringen. Doch gelangen wir nicht über Mitteleuropa hinaus, da die östlicheren Gebiete in dieser Hinsicht noch unerforscht sind. Völlig überlegen ist der Nahe Osten zur Zeit des Moustérien, ohne daß auch nur der geringste Anhalt dafür vorläge, das Moustérien als von Mitteleuropa aus nach Vorderasien vorgedrungen sich vorzustellen.

Über den Umbruch vom Moustérien zum Aurignacien lesen wir S. 95 folgende Ausführungen: „... anscheinend darf das Aurignacien nicht in Europa entstanden sein, und man arbeitet lieber mit Forschungslücken! Wie in Westeuropa das Aurignacien aus der Handspitzenkultur entsteht, zeigt am besten der Streit um die Stufe von Abri-Audi, die abwechselnd ins Moustérien und ins Aurignacien gestellt wird. Das Vorkommen von Abri-Audi-Funden in Nordafrika kann natürlich nicht...“. Bicker löst somit in seiner forschenden Großzügigkeit diesen gordischen Knoten mit einem Satz. Da ja aber ein gegenwärtiger Streit unter „abwechselndem“ Hineinstellen in diese oder jene Kultur keineswegs einen rückwirkenden Einfluß auf Geschehnisse im Paläolithikum haben kann und dabei auch nichts „entsteht“, scheint Bicker der Ansicht zu sein, daß die Abri-Audi-Leute sich gestritten haben, ob sie dem Moustérien oder dem Aurignacien angehören wollten. Nach der nochmaligen Ablehnung einer Aurignac-Invasion aus Afrika, der wir zustimmen, prägt Bicker nach „allen diesen Tatsachen“, deren Nen-

nung wir allerdings absolut vermissen, S. 95 den bombastischen Satz: „Die Wurzeln des Aurignacien ruhen in West- und Mitteleuropa, die Pfahlwurzel aber steht im mitteldeutschen Boden!“ Wir hörten schon, daß diese vermeintliche Bickersche Wurzel ein halbes Dutzend vom Menschen geschlagener Stücke ist, unter denen von klingenartigen Erscheinungen auch nicht eine Spur vorhanden ist, ganz zu schweigen von Typen wie Zinken, Châtelperronspitzen usw.

Im folgenden wird auch die asiatische Herkunftstheorie für das Aurignacien gestreift, ohne weiteres abgelehnt, und nach der Erwähnung einiger Funde aus Asien und Osteuropa werden alle Ströme natürlich in den Oberwiesener Born zurückgeleitet. Dann heißt es S. 98: „Es soll erwähnt werden, daß es auch in Syrien eine Art Mittelaurignacien gibt, aber kein älteres. Eine vorderasiatische Herkunft des Aurignacien kann also auch nicht behauptet werden.“ Wieder irrt hier Bicker beträchtlich, und wir hätten empfohlen, vorher die vorläufigen Veröffentlichungen oder das große Garrodsche Carmel-Werk über die von Miß Garrod 1929—1934 in Palästina und von mir 1930—1933 in Syrien durchgeführten Grabungen, die in der *Prähist. Ztschr.* 1934 an leicht zugänglicher Stelle veröffentlicht sind, einzusehen. Es waren nämlich vor dem Erscheinen des Bickerschen Aufsatzes in Palästina-Syrien schon mehr Aurignacschichten bekannt als aus ganz Mitteleuropa, darunter neben älterem Aurignacien auch reine Klingenkulturen aus dem Zeitalter des Acheuléen. Diese Funde lassen in jeder Weise eine aus Asien oder aus dem östlichen Europa kommende Klingenkultur-Invasion als denkbar erscheinen.

Nachdem durch die sprunghaften Ausführungen über die Entstehung des Aurignacien ein gewisser Abstand von den merkwürdigen Versuchen zur Umdatierung des Ascherslebener Jungmagdalénien gewonnen ist, stellt sich Bicker S. 99 „noch die Aufgabe, die Bedeutung der Fundstelle von Aschersleben für die letzteiszeitliche Besiedlung des norddeutschen Gebietes klarzustellen“. Diese letzteiszeitliche Besiedlung beschränkt sich auf die Hamburger Stufe. Die Hamburger Stufe ist eine zeitlich mit dem Jungmagdalénien zusammenfallende Kultur, deren Entdeckung uns wie kaum eine andere einen Blick in das Leben des Jungpaläolithikers zu tun ermöglichte. Gerade diese umfassende Erschließung ließ uns zu der Überzeugung kommen, daß die Hamburger Stufe eine gewisse Sonderstellung einnimmt. Sowohl die formlichen Eigenarten der Flintgeräte und ihr prozentuales Verhältnis, als auch die Einmaligkeit eines Teils der Knochen- und Geweihgeräte ergaben die Notwendigkeit, die Hamburger Stufe vom Höhlenmagdalénien-Kulturkreis Frankreichs sowie Süd- und Mitteleuropas abzusetzen. Zur Frage der Einwanderungsrichtung wurde bei der Beschreibung von Meiendorf untersucht, ob man sich, von einer vom Fundplatz Hamburg nach Süddeutschland ins Magdaléniengebiet hineingedachten Linie ausgehend, nach Westen oder Osten wenden sollte (A. Rust, Meiendorf S. 131). Die Entscheidung fiel zugunsten des Ostens, und es wurde darauf hingewiesen, daß dort von verschiedenen Plätzen Funde vorliegen, die zum Teil mit Geräten der Hamburger Stufe verglichen werden

können, so daß bei einer Zusammenfassung dieser verschiedenen Vorkommen die Herkunft der Hamburger Stufe aus dem Osten sehr wahrscheinlich ist. Diese Auffassung wurde bisher auch noch von keinem Forscher, dessen Urteil in Europa Wert besitzt, bestritten. Eine Kultur, die der Hamburger Stufe sehr nahe steht oder ihr gar entspricht, war weder zur Zeit der Beschreibung von Meiendorf bekannt, noch konnte bis heute eine solche erkannt werden.

Nun blieb es ausgerechnet Bicker vorbehalten, die Auffassung über Meiendorf zu berichtigen. In vielen hinkenden oder wie schon bei der Heranziehung des Vogelherds typologisch unzutreffenden Vergleichen stellt er eine völlig hypothetische Verbindung zwischen Aschersleben und der Hamburger Stufe her. Die „Beweisführung“, so z. B. die Auswertung der Gravette- und Kerbspitzen, ist wirklich zu flach, um weitere Worte darüber zu verlieren. Aber Bicker glaubt vielleicht in der Tat, die von Mitteldeutschland ausgehende Besiedlung des Nordens damit „felsenfest“ bewiesen zu haben.

Wir kommen nun zum zweiten Vorteil, der sich für Bicker bei seinen Bestrebungen ergab, Aschersleben plötzlich zum Aurignacien zu schlagen. Die Entdeckung der Hamburger Stufe war für uns alle, besonders in Anbetracht der sie vom mitteldeutschen Magdalénien absetzenden Eigenarten, eine große Überraschung. Da es sich aber bei dem Fundplatz Meiendorf, wie Bicker S. 100 richtig sagt, „um eine frühe Besiedlung späteren indogermanischen und dann germanischen Kerngebietes handelt“, was Bicker doch immer bei seinen die Ahnenreihe der nordischen Rasse herabsetzenden neanderthaloiden „grobgerätigen“ Kulturträgern des nordischen Spätmesolithikums beachten möchte, so mußte die Hamburger Stufe nach Bickers Auffassung unbedingt an den Allkulturquell Mitteldeutschlands, letzten Endes also entlang der „Pfehlwurzel“, an Oberwerschen gekettet werden. Die Vorstellung, daß die Hamburger Stufe etwa aus den östlicher gelegenen mährischen Gebieten, die ja unter dem Einfluß des süddeutschen Magdalénien standen, gekommen sein könnte, war für Bicker wohl untragbar. Bickers Versuch mußte deshalb auf große Schwierigkeiten stoßen, weil sich ja das mitteldeutsche Magdalénien nach ihm bodenständig entwickelt haben soll und die Hamburger Stufe nicht gut mit demselben — sagen wir etwa mit den schönen Funden aus der Kniegrotte — zu verkoppeln war. Wenn man aber, wie Bicker, plötzlich davon überzeugt ist, daß das Jungmagdalénien von Aschersleben, aus dem man weder Knochenwerkzeuge noch Fauna oder Flora besitzt, die beim Vergleich ausschlaggebend sein könnten, ein Aurignacien ist, so hätte man vermeintlich eine genügend lange sterile Anlaufbahn, um die Ascherslebener Jäger in völlig andersartigem Gewande den Norden betreten zu lassen. Daß Bicker dann noch besonders betont, aus Aschersleben sei einmal das mitteldeutsche Magdalénien und als ein anderer Zweig die Hamburger Stufe hervorgegangen, ist wahrlich eine starke Zumutung für die Fachwissenschaft.

Fassen wir unsere Ausführungen kurz zusammen: Der Versuch, das Jungmagdalénien

von Aschersleben ins Aurignacien zurückzusetzen, kann als völlig mißglückt angesehen werden. Morphologische Unterschiede, wie sie zwischen dem Jungaurignacien und dem Jungmagdalénien bestehen, lassen sich nicht verwischen, auch nicht durch eine sich teilweise über alles Grundsätzliche hinwegsetzende Beschreibung. Ein solcher Versuch wäre auch niemals an stratigraphisch gesicherten Höhlenfunden mit begleitenden Knochenwerkzeugen usw. durchführbar gewesen, sondern konnte nur an einem Freilandfund, dem größte Beweisschwäche in der Datierung anhaftet, unternommen werden. Man versteht auch die Beweggründe nicht recht, den Fund von Aschersleben, dem über die meinethalben hohe lokale Bedeutung zur Belebung der Ascherslebener Flur hinaus doch keine typologisch aus dem Rahmen springenden Besonderheiten eigen sind, derart in den Vordergrund zu rücken. Wir führten schon aus, daß die neu erkannte sterile Zeitspanne zwischen dem vermeintlichen Jungaurignacien von Aschersleben einerseits und der Hamburger Stufe und dem mitteldeutschen Magdalénien andererseits nicht ausreichend erscheint, zwei Kulturgruppen von fundamentaler Gegensätzlichkeit entstehen zu lassen. Mit der Hamburger Stufe läßt sich das vermutlich gleichaltrige oder jüngere Aschersleben nicht entfernt vergleichen, und typologisch ist es jünger als das aus mitteldeutschem Gebiet vorliegende Magdalénien aus der Kniegrotte.

Zu Bickers Ausführungen über die Entstehung des Aurignacien können wir nur empfehlen, bei so überspitzten Behauptungen, wie sie dem Standort der vermeintlichen mitteldeutschen „Pfahlwurzel“ anhaften, sich auch genauer über Funde, die außerhalb Mitteldeutschlands vorkommen, zu informieren, nicht ohne Zwischenstufen bei genetischen Ausführungen von einem Interglazial ins andere zu springen und zu erwägen, ob nicht doch einmal fremde Kulturträger etwa aus Süddeutschland nach Mitteldeutschland gezogen sein könnten.

Die großen Mängel, die Bickers Untersuchungen anhaften, sind auf die völlig einseitige Einstellung auf engster Betrachtungsbasis zurückzuführen. Bicker hat vor seinen geistigen Augen um Mitteldeutschland anscheinend einen in älteste Zeitabschnitte hinabreichenden Abwehrzaun etwa nach Art der Wildgatter erstehen lassen, nur daß dieser Zaun nicht wie ein Wildgatter Einsprünge aufweist, wie sie zur Blutauffrischung und zur Vermeidung der verderblichen Inzucht erforderlich sind, sondern lediglich Aussprünge für Kulturbegründer vom Saalestrom. Von hoher Warte aus dirigiert Bicker, vereint mit Andree, beide versehen mit einer mitteldeutschen Betrachtungsbrille, über Jahrhunderttausende hinweg den vermeintlichen Ablauf des Geschehens in der Steinzeit und läßt seine mit der „Pfahlwurzel“ Oberwerschen verbundenen Völker Kontinente erobern. So sehr nun Bicker selbst und Andree den mitteldeutschen Ahnenstamm, der zum Teil nur alle 10000 Jahre oder noch weitläufiger erkennbar wird, bewundern mögen, diesen Stamm aus dem Saaleland, der vermeintlich seit Jahrhunderttausenden getreu den Gepflogenheiten der erstinterglazialen „bodenständigen“ Bewohner Mitteldeutschlands eisern an der Scholle klebte, den Wandlungen der Umwelt

trogte, wohl durch ein geringes Beiseiterücken die Kälte mehrerer Glaziale sowie die Wärme der Interglaziale am Orte glücklich überstand, jegliche Invasion von Kulturträgern, und kämen sie auch nur aus Süddeutschland, erfolgreich abwehrte und seinen Bevölkerungsüberschuß zum Heile der Menschwerdung in ferne Lande schickte, er wird immer nur für die, welche ihn aus der Taufe hoben oder für ihre unwissenden Nachbeter existieren. Es gibt gesamteuropäische Probleme genug, bei deren Lösung der Zaun um das Staubkörnchen auf der Erdkugel ins Dunkel der sterilen Schotter zurücksinken wird.

Der zweite Aufsatz in Andrees Buch von W. Hülle ist betitelt: Vorläufige Mitteilung über die altsteinzeitliche Fundstelle Isenhöhle unter Burg Ranis, Kreis Ziegenrück.

Es wird, wie schon mehrfach, nur ein allgemeiner Überblick über die Ergebnisse der Ausgrabungen in der Isenhöhle geboten. Die oberen 3 m des fast 11 m mächtigen Schuttes enthielten mittelalterliche Kulturreste. Darunter lag eine dünne Schicht mit metallzeitlichen Scherben und Skelettresten. Sie ist unterlagert von einer nur wenige Zentimeter dicken Strate mit Feuersteingeräten, die nicht näher beschrieben werden. Zu dieser Schicht wird S. 108 bemerkt, „es deuten mehrere Beobachtungen darauf hin, daß hier wieder eine alte, öfters begangene Oberfläche vorlag“. Es folgt eine 2 m mächtige gelbe Schicht mit Dolomitsand, in deren oberem Drittel eine Kälte ertragende Fauna gefunden wurde. Etwa in gleicher Höhe befanden sich an der Rückwand zwei Nagetierschichten. Die an den gelben Dolomitsand anschließende, 3 m mächtige schokoladenbraune lehmhaltige Schicht enthielt u. a. mächtige Absturzblöcke, eine nur wenige Zentimeter starke schwarze Schicht und eine 10 bis 20 cm dicke graue Schicht, über die S. 110 gesagt wird: „Ihre Färbung ist nach bodenkundlicher Deutung, die ich besonders Herrn Dr. Latsch-Halle danke, durch eine starke Begehung zu erklären, sie stellt also ebenfalls eine alte Oberfläche der Höhle dar.“ Das Anstehende ist Zechstein, der 1 m tief verwittert ist.

Wer des öfteren in Höhlen gegraben hat, wird natürlich sehr neugierig auf die Merkmale sein, die auf eine starke Begehung der Schichten schließen lassen, da ja sozusagen jeder Zentimeter des Schuttes einmal die Oberfläche in der Höhle gebildet hat. Eine Herausstellung solcher Kennzeichen, durch die eine starke Begehung interglacialer Schichten nachgewiesen werden könnte, würde eine außerordentliche Bereicherung unseres Wissens darstellen. Es wird dann auf das Vorhaben zur Datierung der braunen Schichten durch Pollenanalyse, wie es beim gleichaltrigen Mauern im Altmühltal in Süddeutschland gelungen ist, hingewiesen. Diese ist jedoch m. W. infolge starker Zersetzung der Pollenkörper leider ergebnislos verlaufen. Hülle spricht die braunen Schichten einem Interglazial zu; man kann dieser Annahme nur zustimmen.

In der unteren braunen Schicht sind nur wenige in der Zeitstellung anscheinend noch unklare Artefakte gefunden worden. Den Höhepunkt der Besiedlung stellen die Funde aus der grauen Schicht dar. Es sind dieses angeblich als Werkzeuge zugerichtete

Knochen sowie Feuerstein- und Quarzgeräte, ferner große Blattspitzen, die aus Klängen hergestellt wurden, und andere, stark zurücktretende Gerätetypen. Der Fund wird mit ähnlichen Erscheinungen aus der Klausennische und dem ungarischen Solutréen verglichen. Typologisch reicher variiert sind die Funde aus der schwarzen Schicht. Die Blattspitzen sind nicht mehr schuppig, sondern an der Kante steil retuschiert, es finden sich viele Schaberformen und Handspitzen einfach und doppelt. Dieser Fund wird S. 113 mit Ehringsdorf verglichen. Es ist das sicher ein sehr bedenkliches Unternehmen, da Ehringsdorf älter und genetisch anders fundiert ist.

Für die gelbe Dolomitsandschicht wird ohne weitere Ausführung ein Vorkommen von Aurignacien, Magdalénien und Mesolithikum angegeben.

Hülle bemerkt dann abschließend, die Ilsehöhle hätte „eine Reihe von wichtigen Funden geliefert, die ein neues Licht nicht nur auf die mitteldeutsche Altsteinzeit, sondern auch auf Probleme des gesamteuropäischen Paläolithikums werfen“. „Auch für die Entstehung des Aurignacien haben wir neue Hinweise durch ihr Fundmaterial erhalten. Durch ihre Lage besitzt diese Höhle auch eine Art Schlüsselstellung für das nordeuropäische Gebiet, dessen Besiedlung in der letzten Zwischeneiszeit durchaus nicht unwahrscheinlich ist.“

Warum die Ilsehöhle eine Schlüsselstellung einnehmen soll, ist nicht ganz verständlich, da die Besiedlung Nordeuropas gleich gut von Westfalen oder Schlesien her ihren Ausgang genommen haben kann. Im übrigen können wir Hülle nur raten, der Wissenschaft doch endlich brauchbare Arbeitsunterlagen zu liefern. Mit dem immer wiederholten Hinweis, dieses und jenes würde alles in der Endauswertung klargestellt werden, ist niemandem geholfen, und wir haben mit dieser fünften vorläufigen Veröffentlichung keinen umfassenderen Einblick bekommen als bisher. Mit den Grabungen in der Ilsehöhle wurde immerhin vor fast einem Jahrzehnt begonnen!

In einem weiteren der drei in das Andreewerk eingeschobenen Aufsätze behandelt H. Piesker: „Altpaläolithische Funde aus der Südheide. Ein Beitrag zur Erforschung der nordwestdeutschen Altsteinzeit.“ Es wird eingangs sehr zu Recht auf die großen Schwierigkeiten in der Beurteilung von Artefakten aus Flußschottern und Moränenschutt hingewiesen und größte Vorsicht anempfohlen. Als „Funde aus Schichten des Warthestadiums der Saalevereisung“ werden einzelne Flintstücke aus dem Örtetal beschrieben. Wir werden diese in der Mehrzahl wohl natürlichen Funde bald in anderem Zusammenhang ausführlicher besprechen. Einzelfunde, wie das Stück von Beversen, mit den Kulturen von Ranis in Verbindung zu bringen, ist eine durch nichts gerechtfertigte Annahme. Diese Funde darüber hinaus, falls sich die geologischen Verhältnisse als älter erweisen sollten, aus typologischen Gründen zwischen Ranis und Markkleeberg stellen zu wollen, ist ungerechtfertigt. Entgegen seiner 1932 vorgebrachten Auffassung über das Uraurignacien der Lüneburger Heide hält Piesker die dort beschriebenen Funde (Hermannsbürger Kultur) nicht mehr für einheitlich und kündigt eine neue Veröffentlichung an. Nur für Hermannsburg I glaubt Piesker am Vergleich

mit dem Oberflächenfund von Ondratitz, demjenigen aus der Stierfelshöhle und der Abri-Audi-Kultur aus Südfrankreich festhalten zu müssen. Eine unglücklichere Kombination kann man sich, abgesehen vom ungesicherten Alter von Hermannsburg I, kaum denken.

Im Abschnitt 3 behandelt endlich J. Andree die Kulturen des eiszeitlichen Menschen. Eingangs wird zur Gliederung der eiszeitlichen Kulturen Stellung genommen. Wiegers bekannte Vorschläge zur Aufstellung einer neuen deutschen Nomenklatur werden abgelehnt, „da sie nur Umbenennungen der französischen Stufen waren“. Das ist nur bedingt richtig; denn die von Obermaier schon vorher erkannte Sonderstellung der Funde von Ehringsdorf z. B. berechtigt sehr wohl zur Aufstellung einer „Weimarer Stufe“. Das wird in Gesamteuropa auch als richtig anerkannt, und mit der Weimarer Stufe wird international ebensowohl gearbeitet wie mit den deutschen Entlehnungen „Neandertaler“ oder „Günz-Mindel-Riß-Würmvereisungen“. Abgelehnt werden für Deutschland ferner das französische Nomenklatur-Schema, die Vorschläge Bayers sowie die neuerlich von Menghin gegebenen. Abgeschafft werden sollen weiterhin (S. 142) die Bezeichnungen Alt- und Jungpaläolithikum, da „... heute bekannt ist, daß ‚altpaläolithische‘ Kulturen nicht auf das ‚Altpaläolithikum‘ beschränkt sind und andererseits ‚jungpaläolithische‘ Kulturen auch in der Zeit des ‚Altpaläolithikums‘ vorkommen, so müssen auch diese Bezeichnungen (einschließlich des ‚Mittelpaläolithikums‘) in Fortfall kommen“. Man sieht, es wird reichlich viel dessen, was die Forscher der ganzen Welt in Jahrzehnten erarbeitet haben, über Bord geworfen, und das ist nur eine der Thesen aus dem Evangelium Andrees zur Gleichschaltung des deutschen Paläolithikums auf bodenständiger Grundlage. Daß jungpaläolithische Kulturen im Altpaläolithikum vorkommen sollen, ist unrichtig, denn wir fassen als Jungpaläolithikum diejenigen Industrien zusammen, die durch ein bestimmtes Charakteristikum, so durch die Kunst, durch bestimmte Knochenwerkzeuge und eine besondere Technik ausgezeichnet sind. Gleichartige Kulturen im Altpaläolithikum sind bisher völlig unbekannt. Hingegen vermutete man seit langem Vorläufer des Jungpaläolithikums im Altpaläolithikum als „Prä-Aurignacien“, wie es jetzt in Spanien, Syrien und Mitteldeutschland aufgefunden worden ist. Als verbindend kann man bisher jedoch lediglich auf die auffällige Ähnlichkeit unter den Flinttypen hinweisen. Das tatsächliche Vorkommen von jungpaläolithischen Flinttypen verschiedener Art im Altpaläolithikum ist seit langem bekannt, u. a. wies Obermaier schon vor Jahrzehnten auf Blattspizentypen im Altpaläolithikum hin. Altpaläolithische Kulturen im Jungpaläolithikum und darüber hinaus im Mesolithikum hingegen kennen nur Andree und Bicker, sonst niemand.

In der Abkehr vom Bisherigen ist Andree derart weit gegangen, daß dabei ein leblos-starres Schema entstand, das den tatsächlichen Verhältnissen in gar keiner Weise entspricht. Nach Andrees neuerlicher Auffassung lassen sich in Deutschland drei aus einer „bodenständigen“ Wurzel hervorgegangene große Kulturgruppen, und zwar als Handspitzen-, Blattspitzen- und Klingenkulturen mit den jeweiligen Gerät-

formen als Haupttypen unterscheiden. Diese genetisch nicht überbrückbare Dreiteilung ist seit Jahrzehnten bekannt und in der Forschung angewandt worden. Bei der Skizzierung der Handspitze, die Andree nach seiner speziellen Auffassung S. 142 als „im allgemeinen handtellergroß“ bezeichnet, wobei wohl an recht schmale Hände junger Pygmäen oder Kleinkinder gedacht wurde, geht er in einer längeren Anmerkung S. 142 auf den Typus Faustkeil ein. Das tatsächliche Vorkommen von Faustkeilen in Deutschland wird abgeleugnet, da diese „zum Teil weiter nichts als vergrößerte Handspitzen“ sein sollen; sie werden als „Großspitzen“ bezeichnet. Andree kann nun aber doch nicht umhin, anzuerkennen, daß diese Geräte zum Teil eine auffallende Übereinstimmung mit westeuropäischen Faustkeilen aufweisen, und versucht sich aus diesem Dilemma durch den Hinweis zu retten, daß die Faustkeile hierzulande nur eine untergeordnete Rolle spielen (was niemand bestreitet) und daher nicht als solche bezeichnet werden dürften. Es ist dies einer der krampfhaftesten Verdrehungsversuche, die jemals in der Typologie des Altpaläolithikums unternommen wurden, und er konnte auch nur unter einem eingeengt-bodenständigen Gesichtswinkel entstehen. Gleichwohl könnte man von einer eingeführten, auf den deutschen Markt gebrachten exotischen Frucht, sagen wir einer Ananas, behaupten, die tut nur so, als sei sie eine Ananas, eigentlich ist es eine urgemütliche deutsche Rübe. Es ist eigentlich erstaunlich, daß Andree nicht auch noch vorschlägt, die in Faustkeilkulturen sporadisch vorkommenden Handspitzen und Klinsen umzubenennen. S. 143 lesen wir dann weiter: „Der Faustkeil ist eben das Gerät der westeuropäischen Faustkeilkultur, und die Bezeichnung ‚Faustkeil‘ besteht nur für die betreffenden Geräte dieser Kultur zu Recht. Wollte man diese Bezeichnung für die faustkeilartigen Geräte der Handspitzenkulturen beibehalten, so würde ständig der falsche Eindruck erweckt, daß mit einem solchen ‚Faustkeil‘ zusammen auch eine ‚Faustkeilkultur‘ auftrete, — was auf deutschem Boden jedoch (mit Ausnahme des Neandertales) nicht der Fall ist.“ Dieser „ständig falsche Eindruck“ wird aber — wie mir scheint — nur bei einigen wenigen bodenständigen Leuten in Mitteldeutschland erweckt, in der übrigen Welt sicher nicht. Wir erliegen auch keineswegs „ständig dem falschen Eindruck“, eine Faustkeilkultur vor uns zu haben, wenn in einer Moustérien-industrie sporadisch Faustkeile vorkommen, oder eine Handspitzenkultur zu sehen, wenn im älteren Aurignacien vereinzelt Handspitzen vorkommen, mesolithische Kulturen auf Grund eines Harpunenvorkommens vom paläolithischen Typus als Magdalénien oder Jungpaläolithikum aufzufassen, mesolithische Mikrolith-Typen im Neolithikum als Fremdkörper auffassen zu müssen, und werden uns auch nicht entschließen, die Steinäxte der Bronzezeit und frühen Eisenzeit etwa weiß ich wie umzubenennen, nur weil sonst ja bei Andree „ständig der falsche Eindruck“ erweckt werden könnte, es handle sich um eine „Steinaxtkultur“. Wir sind uns ferner der Bedeutung, die den echten Faustkeilkulturen in Deutschland zukommt, wie sie aus Döhren und der Bocksteinschmiede mit über 100 Faustkeilen vorliegen, bewußt, da sie eine stratigraphische Verzahnung der faustkeilarmen oder faustkeillosen mitteleuropäischen

Industrien mit den Faustkeilkulturen des Westens ermöglichen werden. Wir wollen uns die Klarheit in der Beurteilung der gesamteuropäischen Typologie nicht durch Andree trüben lassen und uns über jeden neuen Faustkeilfund in Deutschland freuen, in der Hoffnung, daß es dereinst möglich sein wird, mit Sicherheit zu bestimmen, wie weit die von Afrika aus über die iberische Halbinsel hereingeströmte Faustkeilinvasion ihre Ausläufer nach Mitteleuropa hinauszustrecken vermochte.

Die Beschreibung der Fundvorkommen in zeitlicher Folge wird S. 144 mit den Handspitzenkulturen angeführt. Als „älteste Funde“ werden der erstglaziale „Schaber“ von Rastenberg i. Thür. sowie Knochenstücke aus verschiedenen Fundplätzen vorgebracht. Es spricht entgegen der Andreeschen Annahme nichts für eine sichere Bestimmung der Funde als Artefakte, dies gilt besonders auch für den Steinschaber.

Es folgen „Funde aus dem Elster-Saale-Interglazial“. Eingangs werden die, entgegen Andrees Angaben, zeitlich nicht gesicherten Funde von Oberwerschen und Klein-Wangen aufgeführt. Oberwerschen soll, und darin betet Andree Bicker nach, annähernd die gesamten Typen des Alt- und Jungpaläolithikums, zumindest als „Vorläufer“, enthalten. Oberwerschen müßte also als einmalige Erscheinung in der Welt, als eine Art universeller Typenborn im Westentaschenformat angesehen werden. Alle diese Besonderheiten sind in die Funde von Oberwerschen hineingesehen worden; denn es liegen von diesem Fundplatz neben vielen natürlichen Stücken nur etwa ein halbes Dutzend von Menschenhand geschlagene Stücke vor, die für den typologischen Grundstock des deutschen Paläolithikums bisher in keiner Weise grundlegend ausgewertet werden können. Klein-Wangen soll (S. 152) nicht so sehr die „Vorstufe der Klingenkulturen“ bilden, wie Oberwerschen. Uns will es scheinen, als seien die Brüder Lehmann beim Sammeln in Wangen kritischer vorgegangen als die Finder in Oberwerschen. Sie gelangten daher zu einer wenn auch schwach belegten Industrie, die möglicherweise der Markkleeberger Stufe, wenn auch locker, nahestehen könnte. Eine klare Entscheidung ist noch nicht möglich. Man kann der Annahme Andrees, daß die Anwesenheit des Menschen bei Krölpa i. Thür. als „bewiesen gelten“ kann, nicht zustimmen, denn wir können uns mit den „nahegelegenen Unterschlupfmöglichkeiten“ nicht begnügen, sondern müssen zu den zahlreichen Asche- und Brandkohleteilchen doch zumindest ein Artefakt fordern.

Aus der Kieselgurgrube von Hügel bei Bispingen wird (S. 154) ein 63 cm langer, dünner Holzstab als von Menschenhand bearbeitet aufgeführt. Andree lehnt die Zurichtung durch Biberfraß ab. Ich darf mir in diesem Falle wohl ein spezielles Urteil erlauben, da ich Gelegenheit hatte, jahrelang zahlreiche vom Menschen bearbeitete oder vom Biber angefressene fossile Hölzer während der Grabungen in den Gyttjaschichten um Hamburg zu untersuchen. Ich hatte auch den Bispinger Holzstab in Händen. Das Holzstück ist zweifellos, und zwar in absolut typischer Weise, von einem Biber zugerichtet worden. Es wird das auch immer das Urteil eines auf diesem Gebiet bewanderten Zoologen sein. Die Winkelstellung der Zuspitzung ist für eine Speerspitze

unzureichend, entspricht hingegen völlig den fossilen und rezenten Vorlagen des Biberfraßes. Die gestrichelte Ergänzung der Spitze in Andrees Abbildung ist absolut willkürlich, also unwissenschaftlich, und diese Nichtschärfe ist gerade beim Biberfraß immer festzustellen, also typisch. Die großflächig-kurzbreite und in der Mitte der jeweiligen Schnittfläche etwas vertiefte „Bearbeitung“ wird durch den Biberzahn, nicht aber mit einem Flintmesser erzielt. Wir stützen uns bei dieser Feststellung auf über hundert bearbeitete Holzstücke verschiedener Stärken aus früh- und mittelmeso-lithischen Kulturschichten und auf zahlreiche gleichaltrige Belegstücke für Biberfraß. Es fand sich in unseren Schlammschichten kein vom Biber angefressenes Holzstück von dieser Stärke, das nicht entrindet wäre; denn um Rinde und dünne Zweige abzuweiden, legt der Biber u. a. solche Hölzer um. An der tierischen Zurichtung des Bispinger Holzstückes kann also, man muß sagen leider, nicht gezweifelt werden. Ebensowenig kann der 1 m lange Kiefernast aus Ober-Ohe als Beleg für die Anwesenheit des Menschen herangezogen werden. Die angeführte Scheuerstelle kann durch das Aneinanderscheuern von Ästen entstanden sei, gleichwohl aber auch durch das Aufliegen eines anderen Gegenstandes in den Sedimentschichten. Mir sind in den letzten Jahren Tausende von fossilen Holzstücken durch die Hände gegangen, und, erst durch manchen Fehlgriff geschult, wurde eine gewisse Sicherheit in der Beurteilung erreicht. Solche Einbuchtungen wie die genannte entstehen recht häufig durch aufliegende stärkere Hölzer, Steine oder Knochen, die durch das Anwachsen der darüberliegenden Schichten unter Druck kommen. Derartige Einbuchtungen können einseitig am Holz ausgeprägt sein, ohne daß ein Stück an der gegenüberliegenden Seite eine Ausbuchtung zeigt. Diese Druckstellen können, ohne daß es zu Bruch oder Aufspaltung kam, weitflächig engrund oder kerbenförmig sein. Oft entscheidet erst die mikroskopische Betrachtung eines Querschnittes, daß es sich um Pressung und nicht um Bearbeitung handelt. Zu schreiben, der Ast von Ober-Ohe weise eine künstliche Biegung auf, läßt alle wissenschaftliche Vorsicht und Kritik vermissen. Fossile Hölzer in solcher Lagerung weisen geradezu regelmäßig Krümmungen auf, oft in einem Ausmaße, als seien sie von kautschukartiger Konsistenz gewesen. Die weiterhin aufgeführten Knochenfunde von Westerweyhe usw. bezeugen leider ebensowenig wie die genannten Stücke die Anwesenheit des Menschen in Nordwestdeutschland zu dieser Zeit, an dessen Vorhandensein wir jedoch keineswegs zweifeln.

Es folgen dann „Funde aus der Saale-Eiszeit“. Aufgeführt sind 38 Fundvorkommen, unter denen jene von Gr. Quenstedt, Hundisburg, Wetterzeube, Werdershausen, Markkleeberg, Murg, Vahrholz, Döhren-Arnum u. a. entweder durch die Reichhaltigkeit oder die Schönheit der Geräte hervortreten. Es sind allerdings auch eine Reihe von Fundplätzen aufgeführt, aus denen lediglich natürliche Flintstücke vorliegen, so S. 194 von Zeven, Schneverdingen, Schneeheide, Eißum und Steinbrünndorf. Diese und andere Kiesgrubenfunde aus Norddeutschland, auf die wir noch zurückkommen, setzen in Anbetracht ihrer natürlichen Zufallsformen einer typologischen Ausweitung keine

Grenzen und dürften im Bestreben der bodenständig-genetisch-typologischen Gleichschaltung nicht unwesentlich zur hemmungslosen breiten Variierung der Artefakttypen des deutschen Paläolithikums durch Andree beigetragen haben.

Ähnliche Verhältnisse liegen unter den Funden „aus der Zeit des Warthe-Stadiums“ vor. Andree akzeptiert nicht nur ein dreifaches Kulturvorkommen im Moränenschutt von Eidelstedt bei Hamburg, sondern wertet darüber hinaus diese vermeintlichen Kulturen später sogar genetisch aus!

Unter „Funden aus dem Saale-Weichsel-Interglazial“ werden 15 Vorkommen aufgeführt, u. a. diejenigen von Rabutz, Ilsehöhle (Ranis 1), Höhlen des Glatzer Berglandes, Petershöhle bei Velden und Treis (Treis 1). Für die Knochenfunde aus der Petershöhle lehnt Andree die Zugehörigkeit zu einer „Knochenkultur“ ab. Wir möchten dieser Ablehnung ausdrücklich zustimmen.

Mit 73 Vorkommen sind „Funde aus der Weichsel-Eiszeit“ aufgeführt. Daß alle diese Industrien genetisch auf eine Wurzel zurückgehen sollen, ist (es gilt dies auch für die älteren Funde) völlig abwegig, doch ist hier nicht genügend Raum zu näherer Betrachtung. Für Norddeutschland sind wieder artefaktsterile Schotter oder mesolithische Funde in Anspruch genommen, so S. 352 aus Oldesloe, Stollberg-Borgelumer Heide und Dreisdorf. Es bedarf außerdem mehr als einer beträchtlichen Kühnheit, die zeitlich ungesicherten mesolithischen Oberflächenfunde aus dem Würm-Jungmoränengebiet von Seedorf am Schaalsee S. 354 als würmeiszeitlich zu bezeichnen, um zu einer lückenlosen bodenständigen Entwicklungskette zu gelangen.

Den „Handspitzenkulturen“ folgen in der Beschreibung die „Blattspitzenkulturen“. Die ältesten Funde dieser Art werden zutreffend „aus dem Saale-Weichsel-Interglazial“ aufgeführt. Es sind angegeben Ilsehöhle (Ranis 2), Kösten bei Lichtenfels a. M. und Zwergloch. Bedauerlich ist, daß das durch Pollenanalyse als gleichaltrig festgestellte bedeutendste Fundvorkommen dieser Art von Mauern im Altmühltal nicht erwähnt wird.

Es werden 16 Fundplätze „aus der Weichsel-Eiszeit“ aufgeführt, darunter Lindentaler Hyänenhöhle, Ehringsdorf (Ehringsdorf 2), Klausennische, Gr. Ofnet (Gr. Ofnet 3), Sirgenstein (Sirgenstein 6) und Urspring. Wir sind nicht erstaunt, daß Andree diesen alten Funden auf Grund eines früh-mittelmolithischen Kernbeiles (Andree Abb. 190, Fig. 4, vergl. auch die Stielspitze Fig. 2) auch die u. E. zumindest z. T. dem Mesolithikum angehörenden Geräte von Dirschel-Schwarzer Berg I zurechnet. Daß Andree eine Klinge aus der Oberen Klause (Abb. 198, Fig. 5) als Vorform einer Kerb- oder Stielspitze (mit oben erwähnter Stielspitze im Zusammenhang) hinstellt, sei hier als einer seiner tausend typologischen Scherze erwähnt.

In Fortsetzung der Fundbeschreibung werden dann die „Klingenkulturen“ aufgeführt, unter „älteste Klingenkulturen“ die Artefakte von Ehringsdorf (Ehringsdorf 1) und Ilsehöhle (Ranis 3). Diese Kulturen sollen sich (S. 408) ergänzen, wovon jedoch keine Rede sein kann, denn sie sind sehr ungleich. Sie sind auch nicht boden-

ständig in Mitteldeutschland gewachsen, sondern stellen eine „Weimarer Stufe“ und eine „Ranis-Stufe“ oder „Altmühl-Stufe“ dar, deren Ursprünge noch nicht erkannt werden konnten.

Die „Älteren Klingenkulturen“, sie sollen anscheinend alle zeitlich dem Aurignacien entsprechen, werden von 89 Plätzen aufgeführt. Eine größere Anzahl der z. T. recht geringfügigen Vorkommen ist zeitlich ungesichert; über Aschersleben berichteten wir eingangs.

Als „Jüngere Klingenkulturen“ sind 123 Fundvorkommen aufgeführt, die ebenfalls zeitlich nicht alle gesichert sind. Auch Mesolithikum ist hier eingesetzt, u. a. Banteln, Hermannsburg 2, Wehlen und Klint bei Rendsburg.

Im dann folgenden Abschnitt über die „Westeuropäische Faustkeilkultur“ werden Faustkeile aus Deutschland kritisch betrachtet. Auf deutschem Boden soll (S. 569) „in gesicherter geologischer Lagerung nur ein echter Faustkeilfund bekannt geworden sein“, derjenige vom Neandertal. Wenige Seiten weiter findet man allerdings genaue geologische Zeitangaben für eine ganze Reihe weiterer Faustkeile. „Erhebliche Zweifel“ werden S. 570 in die Richtigkeit der Chronologie von Breuil gesetzt, auf Grund der Andreeschen Annahme, daß der Neandertal-Keil typologisch dem späten Chelléen angehören soll. Der Versuch, das französische Schema auf Grund eines einzigen mit einem Abschlag zusammen gefundenen Faustkeiles aus den Angeln zu heben, ist eine Überheblichkeit, die nur mit Unkenntnis der Materie erklärt werden kann. Der Faustkeiltyp vom Neandertal kann nämlich auch im Acheuléen vorkommen, wobei zu berücksichtigen ist, daß es sich um ein Quarzitstück handelt, also um ein Material, das in der Regel eine elegante Ausführung nicht zuläßt (siehe die Funde von Treis a. d. Lumbda), abgesehen davon, ob man den Keil als fertig betrachten kann. Mit scharfen Worten werden dann (S. 570) in allen Punkten die Anschauungen von Zoß über deutsche Faustkeile und Faustkeilkulturen zurückgewiesen. Dazu hat schon Jacob-Friesen in sachlicher Weise in der Wiener Prähist. Ztschr. 27, 1940, S. 123 ff. Stellung genommen. Der Faustkeil von Petersdorf in Schlesien z. B. soll bei der Betrachtung über die Altsteinzeit Deutschlands „völlig ausscheiden“ und wäre „am besten überhaupt nicht zu nennen“ (S. 575)*. Wir verstehen durchaus, daß Andree jeder neue Faustkeilfund in Deutschland ein Dorn im Auge ist, sind jedoch mit allen maßgebenden Forschern der Meinung, daß Andree selbst zum Besten der deutschen Altsteinzeitforschung Ballast abwerfen sollte, und zwar in Gestalt dessen, was er als Geräte anspricht, kistenweise. Das Petersdorfer Artefakt soll auch formenkundlich

* Welches Unheil Andree, den kennzeichnenderweise die Vorgeschichtsforscher als Geologen bezeichnen, während ihn diese umgekehrt zu den Vorgeschichtlern rechnen, bei Nichteingeweihten anrichtet hat und durch sein hier kritisch beleuchtetes Buch wohl auch künftighin noch anrichten wird, zeigt z. B. die Stellungnahme des Geologen M. Schwarzbach (Das Diluvium Schlesiens) im Neuen Jahrbuch für Mineralogie usw. Beil.-Bd. 86, Abt. B, 1942. S. 235 über den Faustkeil von Petersdorf. (Anmerkung des Herausgebers.)

kein Faustkeil sein, weil diese Spitze in bekannter Art über die Mittellinie hinaus etwas zur Seite geneigt ist. Das Stück „gehört vielmehr in den Kreis der oben skizzierten Großspitzen, die gleichfalls diese typischen Merkmale (es sind gerade die Unterschiede gegenüber echten Faustkeilen) aufweisen, z. B. Quenstedt, Wetterzeube, Markkleeberg, Döhren — ferner eine ganze Reihe der jüngeren Großspitzen)“. Diese Ausführungen werden, wie so manche andere, nur zur Erheiterung des Fachmannes beigetragen haben; denn wo gibt es ein Acheuléen, in dem dieser Typus nicht auch vorkäme! Ganz im Gegenteil zu Andrees Gegenbeweisen stützt gerade dieser charakteristische Typus die Annahme einer selbstverständlich nur schwachwirkenden, aber immerhin bis zur Oder spürbaren Invasion aus Westeuropa. Sicher ist, daß eine mehrfache Faustkeilinvasion stattfand; wir sehen sie im westlichen Deutschland mit dem Acheuléen von Döhren und den Micoque-Typen von der Bocksteinschmiede am deutlichsten ausgeprägt, und sie nimmt folgerichtig ab, je weiter wir nach Osten kommen. Wir legen dabei dem Neandertal-Keil nicht das von Andree gegebene Gewicht bei, da es sich um einen Einzelfund handelt. Maßgeblich ist aber auch die Begleitindustrie, gibt es doch echte Acheulindustrien, in denen auf 50 oder mehr Werkzeuge und Abschläge ein einziger Faustkeil kommt. Der Faustkeil dominiert also keineswegs immer in einem Maße, wie es z. B. auch aus Andrees Anmerkung auf Seite 143 herausgelesen werden könnte. Als älter als der älteste Faustkeil auf deutschem Boden (Neandertal) werden dann wieder Seite 577 die Handspitzenkulturen von Oberwerschen und Klein-Wangen aufgeführt. Wir wollen uns dabei erneut und trotz des Pauken- und Trompetengetöses, mit denen diese zeitlich ungesicherten Funde in Andrees' Buch umgeben werden, daran erinnern, daß es sich zusammen um gut zwei Duzend Fundstücke handelt, die genetisch keineswegs breitbasig ausgewertet werden können. Wir sind der Ansicht, daß sich bei zahlenmäßiger Bereicherung sehr wohl auch Faustkeile und Markkleeberg-Typen einstellen können, und bedauern sehr, daß Andree in diesem Zusammenhang nicht den größten deutschen Faustkeilfund aus der Bocksteinschmiede im Lonetal mit über 100 Faustkeilen erwähnt, von denen er S. 308 irreführend sagt, es handle sich um „Handspitzen mit dickem Griff“.

Nach der Aufführung zeitlich oder kulturell unbestimmter Kulturüberreste werden die eiszeitlichen Menschenreste besprochen. Angegeben sind 23 Skelette oder Teile von solchen und 10 unsichere Funde.

Im Abschnitt 5 wird „Das Leben des eiszeitlichen Menschen“ behandelt. Es wird das Verhältnis der Höhlen- und Freilandsiedlungen aufgezeigt und ein Überwiegen der Freilandplätze festgestellt, die Art der Ernährung und Jagdtätigkeit in den jeweiligen Kulturabschnitten beleuchtet und abschließend über kultische Bräuche und künstlerische Betätigung gesprochen.

Abschnitt 6 behandelt „Die Verbreitung und der Entwicklungsgang der eiszeitlichen Kulturen“. Der zweifelhafte „Schaber“ aus Rastenberg wird als möglicher Vorläufer der Funde von Oberwerschen und Klein-Wangen hingestellt. In letzteren sollen Kern-

geräte und Klingen vorkommen. Das vermeintliche Nebeneinandervorkommen soll kein Hinweis auf eine Mischkultur sein. Ein derart präzises Urteil wird sich auch niemand auf Grund von zwei Dutzend Abschlügen und Geräten aus zwei Fundplätzen erlauben. Es wird sehr richtig bemerkt, daß „... die Ansässigkeit der ‚Handspitzenkulturen‘ (‚Prämoustérien‘ Obermaiers) ...“ in Mitteleuropa nicht angezweifelt worden ist.

Für Oberwerschen und Klein-Wangen werden S. 634 als vermeintlich vorkommende Typen aufgezählt: Große, mittlere, kleine und spezialisierte Handspitzen, große, kleine und schmale Grobspitzen, Krummspitzen, Klingenschaber und Klingenkrazer, breite Messerklingen, Einfachschaber, Hohlschaber, Rundschaber, Kielkrazer, Hochkrazer, Krazerbohrer, Bohrer, Bohrer und Zinken, Zinken, Stichel und Bogenspitzen (châtel-perronähnlich). Es sind ungefähr soviel Typen aufgezählt, wie Fundstücke einschließlich der Abschlüge vorhanden sind, denn die natürlichen Stücke kann man ja nicht verwerten. Bicker gibt allerdings in der 1938 erfolgten Beschreibung der Oberwerschener Funde noch mehr Spezialtypen an, darunter auch Vorformen spätesolithischer Gerätetypen. Mit dieser fast universalpaläolithischen Typenskala legten Andree-Bicker den Grundstock zu ihren bodenständigen Entwicklungshypothesen. Diese Gleichschaltung des gesamtpaläolithischen Typenkranzes auf eine frühe Kulturgruppe mit Ausnahme des Faustkeiles (sie enthält auch „Vorläufer“) ist die allgemeine Basis, von der aus man vorstoßen oder auf die man sich zurückziehen kann. Sie ist als der Grundfehler der individuellen Andree-Bickerschen Forschungsmethode anzusehen. Mit dieser vermeintlichen Typenkorona im Rücken wird in allen Richtungen und über alle Zeiträume hinweg vorgestoßen. Daraus werden abgeleitet: die Handspitzen-, Blattspitzen- und Klingenkulturen des Altpaläolithikums, die Blatt- und Klingenkulturen des Jungpaläolithikums, die Klingen- und sogenannten Grobkulturen des Mesolithikums. Alles und jedes wird direkt oder indirekt aus diesem Born abgeleitet. Es ist damit aber auch jegliche etwa angeschnittene Invasionsmöglichkeit aus Osten, Süden oder Westen sofort zu parieren, indem das augenscheinlich nach Deutschland hineingetragene Element eben doch auf die Typen, Vorläufer oder Vorformen in den Born von Oberwerschen und Klein-Wangen zurückgeführt werden kann. Diese Feste ist unter dem Motto „Es ist schon alles dagewesen“ eben unangreifbar. Dank der phantasievollen Ausarbeitung der Möglichkeiten, die in den zwei Dutzend Fundstücken von Oberwerschen und Klein-Wangen vermeintlich schlummerten, und dem daraus aufgebauten Dogma, kann die Erforschung der Altsteinzeit und des Mesolithikums in Deutschland eigentlich als abgeschlossen gelten, denn nun ist ja alles klar, und in Anbetracht der tausend Gleichschaltungsmöglichkeiten, die Andree aufzeigt, bedarf es ja auch keiner zukünftigen Erhärtung mehr.

Den vermeintlich dem frühen Abschnitt des Elster-Saale-Interglazials angehörenden eben besprochenen Kulturen mit supertypologischem Inhalt folgt S. 630 die Besprechung der Funde aus der Saale-Eiszeit. Es wird nun tüchtig in der fertigen Masse ge-

rührt, d. h. es werden im Gleichschaltungsverfahren nacheinander die von oben her bekannten Typen angeführt, und es wird seitenlang aufgezählt, wo diese vorkommen, aber ohne Angabe eines prozentualen Verhältnisses u. ä. Der Laie und die in Andrees Stufen tappenden Laienforscher erhalten dadurch den Eindruck, daß tatsächlich alles überall vorhanden ist. Sollten dennoch irgendwelche Bedenken aufkommen, so kann man sich anhand einer Art von Mendelschem Gesetz für die Typen des Paläolithikums, das Andree S. 644 beigibt, die vorhandenen Möglichkeiten selbst errechnen. Danach sollen die Kulturen anscheinend dominante und rezessive Anlagen besitzen. Aus der Vorform a soll sich z. B. der Typ A entwickeln können. Hat eine Kultur die Anlagen a b c d, so kann sich entwickeln: A b c d, oder a B c d usw., oder A B c d usw. Ist ein oder sind mehrere Typen besonders häufig, soll sich ergeben können in Richtung A—A¹—A² usw., A b c d oder A B c d usw. oder A B c d usw. Tritt Spezialisierung ein, soll sich ergeben können A¹ B c d oder A¹ B C d usw. Mit diesen mehrere hundert Wege bietenden, als gesetzmäßig hingestellten Möglichkeiten kann man von einer Basis aus das gesamte Paläolithikum in allen Richtungen bodenständig durchkreuzen und an den gewählten Ausgangspunkt ketten. Die Erforschung des Paläolithikums ist damit eigentlich kinderleicht geworden, bedarf es doch nur eines Rechenschiebers und des Übereinkommens, welche Typen welchen Buchstaben tragen sollen, um in Sekundenschnelle die Ahnenreihe zu rekonstruieren. Uns will scheinen, daß man eine in der Natur biologisch bedingt vorkommende Gesetzmäßigkeit nicht auf die menschliche handwerkliche Tätigkeit übertragen kann, da diese durch die Anforderungen der Umwelt wie Wechsel in der Tier- und Pflanzenwelt und im Sinne der Entwicklung durch individuelle Erfahrungen, durch Einfälle, durch Nachahmen oder Erfindungen oder durch Invasionswirkungen bedingt ist. Diese als tatsächlich vorhanden hingestellte Gesetzmäßigkeit in der altpaläolithischen Kulturentwicklung ist von Andree persönlich erfunden worden. Es mangelt ihr an jeglicher praktisch erbrachten sowie natürlich bedingten oder erklärbaren Beweiskraft, sie kann auch nicht mit irgendwelchen ähnlichen Vorgängen verglichen werden.

Bei den Handspitzenkulturen der Weichsel-Eiszeit soll die Spezialisierung so weit vorangekommen sein, daß man drei besondere Gruppen, und zwar als „Typ Irpfelhöhle“, als „Typ Schulerloch“ und als „Typ Heidenschmiede“ unterscheiden kann. Die vorhandenen Unterschiede lassen sich angeblich S. 654 selbstverständlich keineswegs auch nur angedeutet auf Einwanderungen zurückführen, sondern gleiten zurück ins Bett der Bodenständigkeit, „und der ruhige, stetige Gang der Entwicklung liegt klar zutage“. Es stört Andree dabei gar nicht, daß für die Beweiskraft so grotesker Anschauungen, wie auch für die älteren Vorkommen, eine ganze Anzahl von natürlichen Schottern, so die von Zeven, Eijum, Oldesloe u. a., und auch mesolithische Reste, so die aus Stollberg-Bordelumer Heide und Seedorf, herangezogen werden.

Für die Entstehung der Klingenkulturen werden Ranis 3 und als typischer Übergang hierzu Ehringsdorf 1 in Anspruch genommen. Eine Zuwanderung dieser Kulturen wird

S. 663 abgelehnt, denn „rings um Mitteldeutschland“ u. a. „im fernen Osten — Rußland — Sibirien“ sollen weder gleichaltrige noch ältere Klingenkulturen vorkommen. Es ist das ein Irrtum, wie wir sehen werden. Diese beiden Kulturen sollen natürlich auf mitteldeutschen saaleiszeitlichen Kulturen wie Markkleeberg, Hundisburg u. a. basieren, wie in einer Tabelle S. 665 dargestellt wird. Auch nordwestdeutsche Funde werden parallelisiert, so aus dem artefaktsterilen Schutt von Zeven, Schneverdingen, Eitum, Eidelstedt u. a. Die typologischen Vergleiche, wie auch fast alle übrigen im Andreeschen Buche, beruhen unter Außerachtlassung der elementarsten Typenregeln auf dem Bestreben, mit geradezu religiösem Fanatismus eine allbodenständige Entwicklung deutlich zu machen. Diese Seite der Andree-Bickerschen Forschungen steht durchaus schon an der Grenze der Wissenschaft.

Da Ranis 3 ausgeprägte Klingensformen führt und Ehringsdorf als Übergangskultur doch wohl nicht ganz befriedigt, meint Andree S. 671: „Andererseits muten überall, wo man das Herannahen ‚neuer‘ Kulturen aus anderen feststellen kann, diese Vorläuferkulturen oft recht einfach an. Demnach setzt offenbar die Entwicklung zu ‚neuen‘ Formen, d. h. die volle Auswirkung einer vorhandenen Spezialisierungstendenz, wenigstens mancherorts, schlagartig (‚spontan‘) ein und erfaßt den gesamten Kulturbestand mit einem Male, so daß die ‚neue‘ Kultur bei oberflächlicher Betrachtung gegenüber der Kultur, aus der sie hervorging, auffallend andersartig erscheinen muß. Als ein Grund gegen die Herkunft von ‚einfacheren‘ Kulturen kann also ein scheinbar plötzliches und massenhaftes Auftreten einer bestimmten Spezialisierung nicht gewertet werden.“ Wieso und warum „also“ nicht, bleibt der Weisheit Andrees vorbehalten, er würde bei keinem Beispiel über eine persönliche hypothetische Annahme hinauskommen können. Uns will scheinen, daß man nach einer durchaus nicht nur „oberflächlichen Betrachtung“ für die Verschiedenartigkeit des deutschen Paläolithikums sehr wohl an Invasionseinwirkungen denken kann. Aber jedenfalls ist solche „spontane“ Formulierung sehr bequem, und man braucht sich gar nicht mehr den Kopf über Kulturdifferenzierungen zu zerbrechen. Das gälte, ließe man Andree gelten, auch für alle jüngeren vorgeschichtlichen Kulturperioden.

Die Entstehung der älteren Klingenkulturen soll (S. 683) in den verschiedenen deutschen Gebieten zeitlich Unterschiede aufweisen, schwankend zwischen dem letzten Interglazial und dem Beginn des Weichsel-Interstadials, wie man mit Erstaunen liest. Man kann da nur bewundern, wie fest diese Urahnen an der jeweiligen Scholle klebten und gegen engnachbarliche Einwirkungen gefeit waren. Auch für Mähren, Frankreich und vielleicht Spanien wird S. 686 eine autochthone Entwicklung des Aurignacien für möglich gehalten, fußend natürlich auf den von Mitteleuropa ausgegangenen Handspitzenkulturen.

Es wird S. 686 die bekannte Arbeit von Garrod über die Entstehung des Aurignacien kritisiert. Garrod macht u. a. auf ein Vorkommen von vermutlich hineingetragenen Klingen im End-Acheuléen von Kenya und Palästina aufmerksam (S. 687). Andree lehnt

eine Einwanderung zwischen Palästina und Kenya auf Grund der beträchtlichen Entfernung ab und macht S. 688 darauf aufmerksam, daß in Europa auf geringste Entfernung grundverschiedene Kulturen nebeneinander vorkommen und in Kenya neben dem End-Acheuléen noch vier andere Kulturen vorliegen. Andree scheint dabei gar nicht bemerkt zu haben, daß er als Einziger in der Welt für ein gut durchforschtes Gebiet und ausgerechnet für den eiszeitlichen deutschen Korridor nur eine Kultur gelten läßt, auf die alle Variationserscheinungen zurückgeführt werden, während im Altpaläolithikum Westeuropas z. B. Chelléen, Clactonien, Levalloisien, Tayacien und Acheuléen mit mindestens drei Wurzeln unterschieden werden. Für Syrien und Palästina konnte ich durch Grabungen bei Jabrud in Mittelsyrien allein fünf Kulturen als acheulzeitlich nachweisen, von denen drei, vielleicht aber auch vier, sicher nicht genetisch verbunden sind. Es sind dies clactonienartige Industrien, Jung- und Endacheuléen, Micoquiën, Prä-Aurignacien und Acheuleo-Clactonien. Diese Kulturen, dem späten Abschnitt des letzten Interglazials und dem ersten Abschnitt des letzten Glazials angehörig, wirkten sich auch auf die Formung der fünffach gegliederten dreizehn Moustérienindustrien am Orte aus, von denen her sich auch ein Einfluß auf die dort gefundenen fünffach zu gliedernden neuen Aurignac-Schichten auswirkte. Das von Garrod für Palästina aufgeführte Klingenvorkommen, wie auch dasjenige von Jabrud, erscheinen, als Auswirkung einer Einwanderung vermutlich aus Südwestasien, unmittelbar, und zwar nicht im End-, sondern im Jung-Acheuléen. Miß Garrod konnte seinerzeit in Anbetracht der Überfüllung der Karmel-Höhlen mit Kulturresten, die zu einer Vermischung schon zur Zeit der Ablagerung führte, diese von altpaläolithischen Typen völlig freie Klingenkultur noch nicht klar erkennen. Dieses Prä-Aurignacien ist die artreinste Klingenkultur des Altpaläolithikums, die wir kennen, und zeitlich etwa den Mischkulturen Ranis 2 und 3 sowie Sotillo gleichzustellen. Es kann also sehr wohl eine vom Osten ausgegangene Klingeninvasion stattgefunden haben, und sie dürfte beim Zusammentreffen mit dem Acheuléen in Deutschland zur Entstehung der Blattspitzenkulturen (Mauern und Ranis 2) beigetragen haben, während Ranis 3 die reinere Kultur nach Überwindung des Acheuleinflusses darstellen könnte oder eine neue jüngere Invasionswelle ist. Eine mögliche Klingeninvasion aus dem Osten ist also keineswegs so fernliegend, wie es Andree darstellt. Es gibt im Nahen Osten auch verschieden geartete Industrien des älteren Aurignacien, so daß sich auch das Abwinken Andrees in dieser Richtung keineswegs auf ein tatsächliches Vakuum stützen kann.

Es folgt dann die Beschreibung des Entwicklungsganges zur Herausbildung der Blattspitzenkulturen. Man braucht eigentlich nur wieder den Rechenschieber in Tätigkeit zu setzen, und alles geht auf das beste auf. Jüngere Differenzierungen werden S. 707 mit einfacher oder doppelter Spezialisierung, also gewissermaßen durch Verschiebung der Buchstaben ABCD, geklärt. Die Blattspitze selbst soll letzten Endes (S. 700), was sicher richtig ist und was auch andere Forscher schon aussprachen, auf den Faustkeil zurückgehen, ein „bodenständiger“ Grund mehr, diesen Typus keineswegs als aus

dem Westen gekommen anzuerkennen. Auch die Blattspitzenkulturen sollen zum Teil autochthon in verschiedenen Gebieten entstanden sein. Wir vermissen auch hier die Erwähnung des größten und pollenanalytisch als letztlazial bestgesicherten Blattspitzenfundes von Mauern aus dem Altmühltal in Süddeutschland. Andrees Tabelle 22 (S. 711) müßte dann allerdings ein ganz anderes Aussehen erhalten.

Zusammenfassend gibt Andree der Auffassung Ausdruck, daß alle steinzeitlichen Kulturen in Deutschland, im Norden bis ins Neolithikum hinein, hervorgegangen aus mitteldeutschen Handspitzkulturen, bodenständig gewachsen sind.

Wir haben noch einige Worte zu den von Andree häufig ausgewerteten Kiesgrubenfunden aus Norddeutschland, so von Zeven, Eißum u. a. O., sowie über seine Typologie zu sagen. Man ist seit langem bestrebt, durch konkrete Unterlagen auch das norddeutsche Moränengebiet für die Altsteinzeitforschung zu erschließen. Es läßt sich kein stichhaltiges Argument anführen, das gegen eine zumindest interglaziale Besiedlung dieser Gebiete spräche. Man kann also fraglos mit einem Artefaktvorkommen rechnen, und zwar in Anbetracht der Tatsache, daß „kein Stein auf dem andern blieb“ in den verschiedensten Ablagerungen, so in Grund- und Stauchmoränen, Sandern und Rückzugsablagerungen. Ich selbst habe mich in dieser Richtung zwei Jahrzehnte lang erfolgreich bemüht. Sehr gute Ergebnisse sind anscheinend auch, was die erwünschte Artefaktanreicherung betrifft, mit dem Absammeln der Oberfläche des Landes zu erzielen. Die oberflächlichen Schichten bieten nämlich inhaltlich die gleichen Möglichkeiten wie die tiefer gelegenen und stehen auf unbegrenzte Quadratkilometer hin für die Untersuchung offen, sehr im Gegensatz zu den geringfügigen Aufschlüssen in Kiesgruben. Gerollte altpaläolithische Oberflächenfunde vom Jungmoränengebiet sind in Zukunft vielleicht mit ungerollten von der Altmoränen-Oberfläche, solchen aus interglazialen Mooren oder ähnlichen zu parallelisieren, also zeitlich festzulegen. Die Begeisterung über meine zahlreichen Kiesgrubenfunde sank allerdings beträchtlich, als ich mich vor etwa zehn Jahren mehrere Jahre lang fast ausschließlich mit dem Paläolithikum Europas und Vorderasiens beschäftigt hatte. Um in der altpaläolithischen Erforschung des norddeutschen Moränengebietes zu bescheidenen Anfängen zu kommen, wie sie vorliegen, bedarf es weitaus mehr zähen Durchhaltens, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Was bisher erreicht wurde, kommt ausschließlich auf das Konto jener Laien, die viel Begeisterung und Idealismus aufbringen und sich durch viele Mißerfolge nicht von weiterem Suchen abhalten lassen.

So sehr man die „Kiesgrubenforschung“ fördern sollte, so sehr müssen aber andererseits auch die sich einstellenden Auswüchse beschnitten werden. Man macht sich unter dem Motto „Warum sollte hier nichts zu finden sein?“ auch durchaus falsche Vorstellungen von den vorhandenen Möglichkeiten. Es gibt wohl in dem nordeuropäischen Moränengebiet keine Kiesgrube, die nicht die so oft gesammelten „typischen“ natürlichen Vorkommen enthält. Wenn z. B. in einigen der von Andree aufgeführten Kiesgruben, sagen wir von Zeven und Eißum, Hunderte, ja Tausende von vermeintlichen

Artefakten vorkommen sollen, so wäre in dem nur in Interglazialen bewohnbaren Nordeuropa (als einmalige Erscheinung in der Welt!) der Boden mit unzählbaren menschlichen Kulturresten gespickt. Denn die untersuchten und dauernd weitere Funde spendenden Kiesgruben sind nur Nadelstiche in den riesigen Moränenkuchen. Ich kenne z. B. die Verhältnisse in den Zevener Kiesgruben seit Jahren sehr genau und habe auch meinem alten Freund Hans Müller-Brauel gegenüber nie ein Hehl daraus gemacht, daß es sich bei allen Stücken aus Zeven um Naturprodukte handelt. Die praktische Seite der Kiesgrubenforschung ist nicht so, daß man immer wieder in eine kleine Grube steigt und allmählich Hunderte von Geräten birgt, denn die Kiesgruben sind nicht an Stellen angelegt, wo Geräte sind oder vermutet werden, sondern es bedarf einer Ausdauer, wie sie der wackere Pfarrer Weber bei Vahrholz aufwandte, wo durch Beobachtungen einer riesigen, mehrere hundert Meter langen Kiesgrube und durch Begehen der daraus beschotterten, viele Kilometer langen Bahndämme in vieljähriger Arbeit (neben zahlreichen Naturprodukten) wohl gut 100 der für uns so wertvollen Artefakte zusammengebracht wurden*. Solche „Geräte“, wie sie Andree aus Zeven, Eißum (mit vermutlich mesolithischen Stücken), Schneeheide, Steinbrünndorf, Eidelstedt und Oldesloe abbildet und in das deutsche Paläolithikum einflieht, können mit Sicherheit aus Moränen aller Abschnitte des Diluviums und auch aus vortertiären Vereisungsablagerungen, etwa in Amerika, gehoben werden. Eine große Gefahr für die Kiesgrubenforschung liegt in einer blickbegrenzenden Einkammerung, wie sie Andree übrigens für die gesamte Steinzeit Deutschlands vornimmt. Es stellt sich dabei, wie so viele Beispiele zeigen und wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nach einiger Zeit in der Regel eine Art Offenbarung ein, die oft aus ideellem Bestreben hemmungslose Auswirkungen zeigt. Man kann dann nur noch von einem fanatisch-sektierenden Glaubens-

* In einem in den Altschlesischen Blättern H. 1, 1942 erschienenen Aufsatz hat mich Wiegers S. 3 mit Andree, Bicker und Müller-Brauel als einen der „bekanntesten Vertreter der Eolitho-Manie“ in eine Reihe gestellt, obwohl ich niemals Eolithen veröffentlicht habe. Auf eine Anfrage des Herausgebers der Altschlesischen Blätter, Dr. Geschwendt, teilte Wiegers brieflich mit, daß sich seine Stellungnahme gegen mich auf die von mir in Quartär I, S. 182 veröffentlichten „Eolithen“ von Vahrholz bezöge. Die Vahrholzer Funde sind von mir erstmalig richtig beurteilt worden, und ich habe sie erst dann veröffentlicht, als ihr zweifellos Werkzeugcharakter auf dem Internationalen Quartärkongreß in Wien 1936, wo ich sie im Original vorlegte, widerspruchlos anerkannt war, und zwar u. a. von Blanc (Rom), Maria Mottl (Budapest), Beninger und Kyrle (Wien), Absolon und Skutil (Brünn) und Grahmann (Leipzig), der ebenfalls einige der Vahrholzer Geräte in Quartär I, Taf. XIII, 5 veröffentlicht hat.

Wiegers hat seinerzeit — ehe er die Funde überhaupt sah — erklärt, das Alter der sie führenden Schotter schließe ein Vorkommen von paläolithischen Geräten aus. Unbegreiflicherweise hält Wiegers selbst heute noch an seinem ablehnenden Standpunkt fest und verschreit Forscher, deren Urteil sich mit dem seinen nicht deckt, als „Landplage“. Wiegers hat sich also hier, wie schon so oft, sowohl in der geologisch-stratigraphischen als auch in der typologischen Beurteilung der Vahrholzer Fundstätte schwer getäuscht. (Anmerkung des Herausgebers.)

bekanntnis sprechen; der Fall ist dann in der Regel hoffnungslos. Die Höhe der Kiesgrubenforschung hat man in Eidelstedt bei Hamburg erreicht, wo aus einer Grube im Moränenschutt, also nicht vergleichbar den Verhältnissen in zeitlich übereinander gelagerten Flußschottern, drei sich individuell unterscheidende Kulturvorkommen aufgefunden sein sollen. Andree hat, ganz abgesehen von allem übrigen, allein durch die vorbehaltlose Anerkennung dieser natürlichen Kiesgrubenschotter als menschliche Geräte u. a. dem Ansehen seines Buches schwersten Abbruch getan.

Es lassen sich nach genügender Anreicherung der Schotter Formenreihen aufstellen, die man als „Kiesgrubentypen“ bezeichnen könnte. Sie stehen als natürliche Produkte der Druck- und Stoßeinwirkungen im Eise, manchmal Artefakten äußerlich in der Tat sehr nahe. Die Kiesgrubentypen sind bei genügender Anreicherung typologisch immer allumfassend und lassen sich im Andreeschen Sinne bodenständig nach verschiedenen Richtungen hin genetisch prachtvoll auswerten. Andererseits kann man von echten Kulturen her die Kiesgrubenfunde typologisch befruchten, und es entsteht somit unter Vorlegung einer Anzahl, den wirklichen Charakter beschattender Zeichnungen für den Außenstehenden ein einheitlicher altpaläolithischer Brei, den man überall mit dem gleichen „bodenständigen“ Ergebnis anzapfen kann. Es können ferner auch entsprechend der individuellen Einstellung des Sammlers bestimmte Typen, sog. Lieblinge, bevorzugt gesammelt werden, da man ja an keine wirkliche Typenbegrenzung, wie sie für eine Kulturgruppe charakteristisch ist, gebunden ist. Auch auf diesem Gebiet wird sich im Andreeschen Sinne lokalbodenständig noch sehr viel erreichen lassen. Wir wollen hier nun auf einen besonders häufigen Kiesgrubentypus, auf die von Andree entdeckte „Grobspitze“ hinweisen. Die Grobspitze kann groß, klein, breit, schmal, dick, dünn und ohne Spitze sein. Es verbergen sich hinter dieser Bezeichnung Schotter, banale Abfallstücke, Kerngeräte, Abschläge, große Handspitzen, spitze, dünne und dicke Schlaggeräte und alle möglichen anderen Vorkommen. Fast alle Kulturen Deutschlands, von den ältesten bis zum Neolithikum, sind nach Andree von Grobspitzen durchsetzt, es handelt sich aber tatsächlich nur um einen nicht vorhandenen erfundenen Gleichschaltungstypus. Jeden Außenstehenden wird bei der Betrachtung einer Auslage dieser Kiesgrubenfunde besonders bei einem Vergleich mit den ästhetisch schönen Formen aus Westeuropa, Döhren oder Markkleeberg nur ein tiefes Bedauern überkommen, daß einige Gruppen seiner angeblichen Vorfahren in später Zeit noch auf einem technischen Niveau gestanden haben sollen, das andere schon nach Überwindung des Eolithikums mit dem Beginn des Diluviums längst überschritten hatten.

Wir sind Andree für eines dankbar, für die gewiß mühevollen und erwünschten Zusammenstellungen der deutschen Paläolithfunde, sind uns ferner zugleich dessen bewußt, daß heute niemand ein solches Werk schreiben kann, ohne eines Einspruchs gegen die kulturgeschichtlichen Ansichten von dieser oder jener Seite gewärtig sein zu müssen. Jede Zusammenfassung dieser Art wird entsprechend dem Fortschritt und neuen Erkenntnissen ältere Auffassungen zum Teil zum Einsturz bringen, andere aber auch

ausbauen müssen. Es scheint uns jedoch der Andreesche Auflockerungsversuch nicht nur im Turnus der genetischen Verbindungen, sondern auch in typologischer Hinsicht gar zu persönlich-totalitär durchgeführt zu sein. Leider erlaubte der beschränkte Raum nur die streifende Besprechung der methodischen Ausführungen. Andrees typologische Auffassung ist äußerst anfechtbar!

Was ist bisher für die Weltgeschichte der Steinzeit als Gesamtproblem sowie für Europa im engeren Rahmen erreicht worden? Wir können mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Faustkeilkulturen und vielleicht das Clactonien in Afrika ihren Ursprung hatten. Es hat den Anschein, als sei Eurasien die Heimat der altpaläolithischen Klingen- und vielleicht auch der oder einiger Abschlagkulturen. Unsere wirklichen Kenntnisse über diese zusammenhängenden Kontinente aber sind doch nur stichprobenartig und außerordentlich gering. Es ist doch so, als würden wir vor uns eine eurasische Landkarte ausbreiten, und es gelänge uns, diese an einigen Stellen aufzuhellen und so für ein Mikroskop durchdringbar zu machen. Setzen wir das optische Auge auf Deutschland, so erkennen wir in den tiefen Schichten in Abständen von Jahrzehntausenden die levalloisartige Industrie von Markkleeberg aus dem Ende des vorletzten Interglazials, gleichaltrige Kulturandeutungen in Oberwerschen und Klein-Wangen, die Faustkeilkultur von Döhren usw., legtinterglazial die eigenartige Weimarstufe, die etwas jüngeren Blattspitzen und Klingenindustrien von Mauern und Ranis und die micoqueartige Kultur aus der Heidenschmiede; ferner die jüngeren verschiedenartigen Moustérienindustrien, denen die Aurignac- und Magdalénienkulturen folgen. Eine typologisch ebenfalls reich variierte Kulturreihe ist zu erkennen, wenn wir das Gerät auf Italien, Frankreich, Spanien oder England, also auf Punkte setzen, von denen zahlreiche Funde lediglich als Ausbeute zahlreicher Untersuchungsstellen vorliegen. Darüber hinaus haben wir nur noch einmal Gelegenheit, unser Instrument auf den riesigen Landmassen tiefwirkend einzusetzen, nämlich in Vorderasien, in Syrien-Palästina. Auch von dort sind Chelléen, clactonienartige Kulturen, Levalloisien, Alt-, Mittel- und Jungacheuléen bekannt, und aus dem letzten Interglazial schichtlich gesichert clactonienartige Industrien, spätes Mittelacheuléen und Acheuleo-Clactonien-Mischkulturen mit rudimentären Faustkeilen; aus der Wende zum letzten Glazial Jung- und Endacheuléen, clactonienartige Industrien, Micoquien, Acheuleo-Clactonien und das Prä-Aurignacien als reine Klingenkultur. Die Industrien werden glazial überlagert vom faustkeilführenden oder faustkeilfreien Moustérien, das durch Einwirkung der älteren Kulturen zu gliedern ist in Acheuleo-Moustérien, Moustéριο-Prä-Aurignacien, Levallois-Moustérien und Clactonio-Moustérien. Ferner liegt als Mittel-Moustérien ein Mikro-Moustérien vor, das bisher nur mit den ähnlichen Moustérienfunden Blancs vom Circeo (Circeano) in Mittelitalien (vgl. diesen Band S. 8 ff.) verglichen werden kann. Das Aurignacien am Orte weist in den älteren Phasen Nachwirkungen des Moustérien und vielleicht des Clactonien auf. Für ein vorhandenes Mikro-Aurignacien ist das Äquivalent ebenfalls nur am Circeo zu finden. Im reichen Mesolithikum findet

sich u. a. eine Industrie mit vermutlichen Einflüssen des nordafrikanischen Capsien. Wir sehen also, wie in Europa, eine immerwährend wechselnde, genetisch unterschiedliche Kulturenabfolge. Die Erforschung Vorderasiens besigt für die Aufhellung der Kulturentwicklungen in Europa größten Wert, sie steckt jedoch noch in den Kinderschuhen, und es sind erst zwei Großprofile von Jabrud und vom Karmel bekannt. Bei Jabrud sind in einer Profilaufolge 45 paläolithische bis neolithische Schichten ergraben worden, davon 25 direkt übereinanderliegend, die vom Mittel-Acheuléen bis zum End-Moustérien reichen (die Publikation befindet sich im Druck). Diese größte örtliche Profilaufolge, die wir kennen, wird annähernd nur von den Obermaierschen Profilen aus der Umgebung von Madrid erreicht. Es war also eine Feineinstellung an einem Orte möglich, wie wir sie in Deutschland nirgends durchzuführen vermögen. Welche Aufschlüsse mag dort erst die Zukunft erbringen! Was zwischen dem Westzipfel Europas und dem Nahen Osten oder darüber hinaus an ungeheuren Landstrecken vorhanden ist, kann für die älteren Zeitabschnitte als Fundlücke bezeichnet werden, aber als Fundlücke im wahren Sinne des Wortes und nicht als inhaltlich fundsterile Lücke, wie man sie des öfteren hinzustellen beliebt, denn sie ist unerforscht. Es ist also keineswegs angebracht, zur Erhärtung einer bodenständigen Entwicklung im Andree-Bickerschen Sinne alles, was östlich des künstlich aufgehellten Mitteleuropas oder Mitteldeutschlands liegt, als ungeeignet oder störend beiseite zu schieben. Wir kennen die altpaläolithischen Verhältnisse des Balkans und Osteuropas nur deshalb nicht, weil Untersuchungen fehlen, die Hypothese einer Entstehung der ältesten Kulturen in Mitteldeutschland ist daher sozusagen eine willkürlich-künstliche Konstruktion.

Was besagen nun die Einblickstellen Endeuropa und Syrien, die wie gesagt nur durch tiefreichende oder zahlreiche Untersuchungen aufgehellte Punkte sind? Hier wie dort erkennen wir eine Wechselfolge verschiedener Kulturen, die zum Teil eine regionale oder fazielle Sonderprägung aufweisen mögen. In der Gesamtübersicht fällt jedoch eine bedeutende Gleichartigkeit in der chronologischen Aufeinanderfolge ins Auge, so beim Acheuléen, Micoquien, Prä-Aurignacien und Moustérien. Wer würde bei einer Durchleuchtung der Erdschichten einen Entstehungspunkt für eine Tier- oder Pflanzenart festlegen wollen, die sowohl hier als auch dort isoliert gefunden worden wäre. Würde die Andreesche Forschungsmethode Schule machen, so wird es für jedes Land der Welt unter Anwendung von Andrées typologischen Purzelbäumen auf breitester Grundlage ein leichtes sein, eine eigene bodenständige Entwicklungsreihe aufzustellen und die Träger jeweils als Kulturbringer oder höhergestellte Rasse in andere Länder einmarschieren zu lassen. Man könnte die Bodenständigkeit auch einengend provinziell entwickeln, wie man es in Mitteldeutschland versuchte, wobei dann jeder „Forscher“ auf seinem von einer Mauer umgebenen provinziellen Thron säße.

Wir übrigen wollen uns an den in Deutschland vorhandenen Faustkeilkulturen erfreuen und hoffen, durch weitere Anreicherung am europäischen Faustkeilproblem dahingehend mitwirken zu können, daß die aus dem Süden kommende In-

vasion in Deutschland in weiterer Ausdehnung als erloschen erwiesen werden kann. Wir sind auch der Ansicht, daß ein vor 100 000 bis 200 000 Jahren stattgefundenes Auftreten von Faustkeilträgern hierzulande niemanden im Ansehen schadet oder Vorteile bringt. Wir erfreuen uns auch an der schönen Markkleeberg-Stufe, ohne bisher deren genetische Herkunft genauer zu kennen. Auch die eigenartige Weimarer-Stufe, die man in Westeuropa nicht kennt, können wir mit Sicherheit heute noch nicht genetisch verankern, solange uns Osteuropa lejtglazial verschlossen ist. Sie kann vielleicht als Mischkultur auf den bisher am frühesten sichtbaren Vorstoß einer Klingenkultur vom Osten nach Westen hinweisen. Für die Rib-Würm-interglaziale Klingenkultur, wie sie aus Ranis allerdings als Mischkultur vorliegt, halten wir eine Einwanderung aus dem Osten für durchaus möglich. Eine gleichalte reine Klingenkultur liegt aus Syrien und Palästina vor, Westeuropa ist frei von einer solchen. Nur Spanien kennt bei Sotillo ein ähnliches Vorkommen, das man bei der Annahme einer Ostinvasion vielleicht als von Vorderasien über Nordafrika eingewandert sich denken könnte. Es ist denkbar, daß eine aus dem Osten gekommene Klingeninvasion in Deutschland entsprechend den Faustkeilkulturen abgestoppt wurde, und zwar von Handspitzen- oder Faustkeilträgern, so daß in Westeuropa nur eine schwache Auswirkung festzustellen wäre. Diese Klingenkulturen brauchen absolut nicht aus dem fernsten Ostasien zu kommen, sondern die Herde könnten weitaus näher liegen. Wir wollen darauf aufmerksam machen, daß das Prä-Aurignacien Syriens formlich dem deutschen nicht völlig entspricht, es ähnelt dem dortigen Aurignacien (und vielleicht dem Périgordien) in dem Maße, in dem Ranis dem klassischen Aurignacien Europas nahesteht. Eine unmittelbare Beziehung, ganz gleich welchen Ausgangspunkt man annimmt, besteht somit vermutlich nicht, und es können allem Anschein nach schon jetzt zumindest zwei Entstehungsherde für die lejtinterglazialen Klingenkulturen vermutet werden, vielleicht einer mehr nördlich, der andere mehr südlich gelegen. Unser Wissen reicht heute nicht weiter, als daß von einem unvermittelten Auftreten der Klingenkulturen im lejtten Interglazial, sowohl in Mitteleuropa als auch im Nahen Osten, gesprochen werden kann.

Richtig sieht Andree die von anderer Seite schon früher behauptete Entstehung der frühen Blattspitzenkulturen in Mitteleuropa. Solche fehlen z. B. auch im Nahen Osten noch völlig. Wir glauben aber keineswegs an die Tatsache der von Andree vorgebrachten Formulierung für eine plötzlich nach einer Seite sich bevorzugt auswirkende Sonderentwicklung durch „spontane“ Spezifikation, es sei denn beim Vorgang einer Vermischung zweier fremder Kulturen. Das gleiche gilt für die Beispiele in Klingen- und jüngeren Handspitzenkulturen. Es scheint uns möglich, daß, wie schon früher von anderer Seite behauptet wurde, an eine Entstehung auf Grund des Zusammentreffens der Klingenträger mit solchen, die den Faustkeil führten, gedacht werden kann. Dabei könnten die jeweiligen Kulturen entsprechend der Stärke des Einflusses mehr nach dieser oder jener Seite hinneigen. Ranis führt viele Klingen, einige süddeutsche Funde zeigen mehr Handspitzencharakter, während in der Bocksteinschmiede z. B. das Acheul-

element seinen Einfluß so stark zur Wirkung brachte, daß Faustkeile vom Micoque-Typus dominieren. Möglicherweise läßt sich das Micoquien im ganzen auf derartige oder ähnliche Vorgänge zurückführen.

Wir halten den Gedanken, daß sich während des letzten Glazials Träger einer Handspitzenkultur u. a. im nicht zu eng begrenzten Raume Mitteleuropas dauernd aufhielten, für tragbar, glauben aber auf Grund der Vielfältigkeit der moustérienartigen Funde in Deutschland nicht, daß es einer bestimmten Gruppe möglich war, den deutschen Korridor nach Osten oder Westen für Durchzüge oder Kulturinfiltrationen hermetisch abzuschließen. Das gleiche gilt für die Aurignacien- und Magdalénien-Klingenkulturen. Wir führen z. B. das unmittelbare Auftreten der Hamburger Stufe in Norddeutschland keineswegs auf einen spontanen Einfall der andersartigen Jäger aus Mitteldeutschland zurück, ihre gesamte traditionelle Auffassung plötzlich über Bord zu werfen, sich mit neuer technischer Einstellung, mit neuen Waffen, Stein- und Knochenwerkzeugen, mit neuer Kunst sozusagen zu gürten, die frei gewordenen Moränenkuppen zu besteigen, vielleicht in dem Gedanken, der späteren Vorgeschichtsforschung ein tolles Schnippchen geschlagen zu haben, zu dessen Entwirrung es wirklich großer Geister bedürfte. Wir führen diese „spontane“ Neuerscheinung vielmehr logischerweise auf eine Einwanderung zurück. Träger dieser wie auch der mitteldeutschen Kulturen war der europäische *homo sapiens diluvialis*. Wenn man für die europäischen Rassen, Völkerschaften oder Stämme eine bodenständige Entwicklung nachweisen will, so kann man mit einiger Sicherheit nur bis ins Jungpaläolithikum zurückgreifen. Die Europäer wurzeln in jenen Aurignacien- und Magdalénien-Kulturen, die durch eine im Diluvium in erstaunlicher Höhe erreichte Stufe der Kunst und handwerklichen Fertigkeit ausgezeichnet waren. Diese Kulturen sind nach dem heutigen Wissen über Nordasien und Europa verbreitet gewesen, fehlen hingegen gänzlich im Nahen Osten (Syrien-Palästina) und Afrika, von wo aus dieser Zeit „einfachere“ Kulturen (ohne Kunstprodukte!) vorliegen. Wir können also auf einen im allgemeinen wohl ausreichenden 30 000jährigen Ahnenstamm zurückblicken.

Für die Entwicklung im norddeutsch-skandinavischen Raum dürfen wir als eine Wurzel die technisch hochstehende Hamburger Stufe ansehen, doch nicht im Sinne des Ablaufes auf einer einfachen Linie, denn die Entwicklung ist, wie neuere Untersuchungen zeigen, recht kompliziert. Wenn Andree-Bicker diesen Tatsachen gegenüber unter willkürlicher Einsetzung mesolithischer Kulturreste (z. B. von Seedorf) ins Würmglazial behaupten, eine unmittelbare „grobgerätige“ Brücke vom Altpaläolithikum (Vorformen im mehr als 200 000 Jahre alten Oberwerschen) bis ins Endmesolithikum und Neolithikum nachweisen zu können, so möchten wir gegen eine derartige Forschungsweise schärfstens protestieren. Die wie im Gesamteuropa so auch im Norden spätsteinzeitlich sich durchsetzende Vergrößerung der Geräte geht u. E. auf einen wirtschaftlichen Umbruch zurück, auf die Umstellung von der Jäger- und Fischerwirtschaft auf die bäuerliche. Zum Haus- und Bootsbau, zur Anfertigung von Ackergeräten z. B.

bedurfte es größerer Geräte als zum Fangen des Wildes. Diese Großgerätigkeit ist weder genetisch übernommen noch durch Buchstabenspezifikation zu erklären, sondern sie ist durch äußere Umstände herangetragen, und zwar wurde sie durch die wirtschaftliche Notwendigkeit erzwungen. Andrees vermeintlich lückenlose bodenständige Beweiskette weist für den Norden eine eigenartige geistige Ausrichtung auf. Am Anfang erhebt sie sich kulturell und anthropologisch über alle gleichaltrigen Kulturen Europas, und am Ende steht, wohl als Rückversicherung für die Richtigkeit der paläolithischen Hypothesen, inmitten hochstehender Völker ein Träger, der in der Entwicklung seines Kulturgutes noch nicht weit über den urtümlichen altpaläolithischen Zustand hinausgekommen sein soll. Mögen diejenigen, die sich blutsverwandt fühlen, diesen typologisch-kulturell-geistig altgebliebenen neandertaloiden Vorfahren nur wenig über die geschichtliche Zeit zurück in Verbundenheit die Hand reichen, wir übrigen freuen uns, unsere Vorfahren in jenen Völkergruppen zu suchen, die zu dieser Zeit die Monumentalbauten in Stonehenge, Carnac und im Norden errichteten und rückwärtig seit über 30 000 Jahren einer neandertaloiden Geisteshaltung entfremdet waren.